

2021



KUNSTSALON

Liebe Freundinnen und Freunde des KunstSalon,

auch das zweite Jahr der Corona-Pandemie stand ganz im Zeichen des Abstands und war von starken Einschränkungen geprägt. Noch immer ist der Schock über die Schließung von Theatern, Kinos, Konzertsälen nicht überwunden und wir haben mit den Folgen der Corona-Krise zu kämpfen.

Wir sind glücklich, trotz alledem, die Förderung junger Künstler*innen mit großem Elan fortsetzen zu können. So haben wir dank großzügiger Spenden den KunstSalon-Theaterpreis vergeben können, Atelierstipendien verliehen und endlich – wenn auch in geänderter Form – das Festival »Literatur und Musik in den Häusern der Stadt« durchgeführt, bei dem zahlreiche junge Autor*innen und Musiker*innen wieder eine Auftrittsmöglichkeit in den Privaträumen engagierter Förder*innen bekamen. Welch eine Freude! Welch ein Genuss! Und ein ganz großes Dankeschön an die Gastgeber der Festivals, die – natürlich unter Wahrung der Hygienevorschriften – wunderbare Begegnungen ermöglichten.

Wir haben aber auch Neues ausprobiert und für gut befunden. In den monatlichen *jours fixes* führten wir Gespräche mit beeindruckenden Persönlichkeiten über die Bildschirme hinweg und entdeckten, dass die digitalen Möglichkeiten auch Chancen bieten. Diese nutzten wir auch für kleinere Runden, um miteinander im Gespräch zu bleiben und in den Dialog zu treten. Denn das zeichnet den KunstSalon aus: Wir wollen Kunst gemeinsam erleben und uns darüber verständigen. Auf den nächsten Seiten präsentieren wir Ihnen Ausschnitte aus Gesprächen, kleine Essays und Überblicke aus dem vergangenen Jahr und danken Ihnen, liebe Freundinnen und Freunde des KunstSalon, für Ihre Verbundenheit!

Herzlich grüßen

Andreas C. Müller
Vorsitzender des Vorstands

Ulla Egbringhoff
Büroleitung

Liebe Freundinnen und Freunde sowie Förderinnen und Förderer der Kunst,

wenn auch zögerlich und – angesichts steigender Infektionszahlen – mit der gebotenen Vorsicht, regt und entfaltet sich das kulturelle Leben in Nordrhein-Westfalen allmählich wieder. Viele atmen auf und andere, die vor Pandemiebeginn gar keine besondere Nähe zur Kunst empfunden haben, sehen sie nach ihrem Fehlen in einem anderen Licht.

Weit härter als das Publikum hat die Pandemie die Künstlerinnen und Künstler getroffen. Zahllose Ausstellungen wurden abgesagt, Finanzierungsmodelle brachen ein und die künstlerische Arbeit zog sich notgedrungen in private Räume zurück. Es fehlten der Austausch und die Reibung, von denen das Kunstmachen so häufig lebt.

Die Unterstützung durch den KunstSalon ist in dieser Zeit ganz besonders wichtig gewesen. Hier haben Menschen zusammengefunden, die sich aus Solidarität, Idealismus und Freude an der Kunst privat engagieren. Dieses Engagement verdient große Wertschätzung.

Seit fast drei Jahrzehnten ist der Kunstsalon Plattform für spartenübergreifende Zusammenarbeit, für den gesellschaftlichen Austausch und für Experimente. Sie fördern Künstlerinnen und Künstler und wirken in die Gesellschaft hinein.

Auch die Landesregierung sieht die zentrale Bedeutung der Förderung von Künstlerinnen und Künstler. Das galt auch in der Ausnahmesituation der Coronakrise, auf die wir mit einem Bündel unterschiedlicher Maßnahmen reagiert haben: Mit 30.000 Stipendien haben wir die akute Not gelindert und Künstlerinnen und Künstlern die Möglichkeit gegeben, ihre Arbeit trotz fehlender Ausstellungen und Aufträge fortzusetzen. Nach Corona werden wir die Förderung der Künstlerinnen und Künstler weiter ausbauen.

Mit dem neuen Kulturgesetzbuch möchten wir Honoraruntergrenzen für Künstlerinnen und Künstler festschreiben und mit dem Vorsitz in der Kultur-Ministerkonferenz, den Nordrhein-Westfalen im Januar turnusmäßig übernehmen wird, werden wir die soziale Lage der Künstlerinnen und Künstler in den Fokus rücken.

Ich danke dem KunstSalon für sein Engagement und wünsche ihm auch für die Zukunft überzeugte Trägerinnen und Träger, Unterstützerinnen und Unterstützer und viele unerwartete, aufregende und nachdrückliche Begegnungen mit der Kunst.

Isabel Pfeiffer-Poensgen
*Ministerin für Kultur und Wissenschaft
 des Landes Nordrhein-Westfalen*

Herausgegeben von
 KunstSalon e.V.
 Brühler Str. 11–13
 50968 Köln
 Vorsitzender: Andreas C. Müller

Redaktion
 Ulla Egbringhoff
 Ulrike Parnow
 Katharina Waltrich

Gestaltung
 Katrin Zellmer

Titelbild
 Sarah Szczesny
 »You Have No Choice (Grace Slick)«
 2021, Vinylfarbe, Tusche und
 Laserdruck auf Leinwand, 75x50 cm

Kristof Magnusson – Eine Satire auf den Kunstbetrieb oder eine Hommage an die Kunst?

1976 in Hamburg als Sohn deutsch-isländischer Eltern geboren, studierte Kristof Magnusson nach einer Ausbildung zum Kirchenmusiker und dem Zivildienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in New York am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und der Universität Reykjavík. Er schrieb Romane und Theaterstücke wie z.B. »Das war ich nicht«, »Arztroman« oder »Männerhort« und übersetzt aus dem Isländischen. Kristof Magnusson engagiert sich für Literatur in Einfacher Sprache, unterrichtet gelegentlich an Universitäten und kuratiert Literaturveranstaltungen. Im Jahr 2022 wird er die Poetikdozentur »TransLit« an der Universität zu Köln innehaben.

In Ihrem Roman »Ein Mann der Kunst« schreiben Sie über einen Kunstverein, einen Förderverein eines Museums – das passt ja sehr gut zum KunstSalon! Haben Sie eine besondere Affinität zur Bildenden Kunst?
Ich gehe sehr gerne in Ausstellungen, auf Ausstellungseröffnungen, in Museen. Das mache ich als reiner Laie, als Amateur, als jemand, der das Ganze liebt. Ich beobachte schon länger die Szene, weil es interessant ist, was da für Welten zusammenkommen. Da gibt es auf der einen Seite die Kunst. Menschen, die oft mit einem radikalen Gestus arbeiten, treffen auf der anderen Seite auf ein recht gediegernes bürgerliches Publikum, das aus einer Welt kommt, wo man mit radikalen Gesten nicht weit kommt. Da gibt es teilweise explizite Darstellungen von Sexualität, von Gewalt, und da sind so gediegene Leute wie ich, die davor stehen und sagen: Naja, da

spritzt das Blut mal wieder... Das finde ich einfach interessant. Abgesehen davon, dass ich einfach Kunst mag, finde ich es reizvoll, diese Welten, die sich begegnen und die auch einander brauchen, obwohl sie so unterschiedlich sind, zu beschreiben.

Sie sind dafür bekannt, dass Sie für Ihre Romane intensiv recherchieren, Sie haben z. B. für Ihren Roman »Das war ich nicht«, in dem es um die Bankenkrise in Island geht, viel mit Bankern gesprochen, für Ihren Roman »Arztroman« sind Sie mit Notärzten in einem Rettungswagen mitgefahren. Wie war die Recherche in der Kunstwelt? Ich bin nicht inkognito – »Günter Wallraff-mäßig« – in einen Museumsförderverein eingetreten. Es ist mir im Vergleich zu den vorangegangenen Romanen, wo ich sehr viel recherchieren musste, hier, wo ich aus der Perspektive der Kunstsfans schreibe, etwas leichter gefallen, weil es ein Milieu ist, das ich selber kenne und von dem ich ein Teil bin, weil ich ja selber ein Kunstabteil bin. Ich habe schon ab und zu mit Museumsleuten gesprochen, wenn mir ein kleines Detail gefehlt hat, aber es war bei Weitem nicht so rechercheintensiv wie die anderen Romane. Mich hat bei den anderen Milieus auch immer interessiert, wie funktioniert das, was passiert in der Medizin, was passiert in der Finanzwelt. Hier interessiert mich eher, was sorgt dafür, dass es so viele Fans von Kunst gibt, dass es so viele Menschen gibt, die sich so doll dafür begeistern? Was treibt diese Leute an und was bedeutet es wiederum für unsere Gesellschaft?



Worum geht es? Es gibt in diesem Roman einmal den Museumsförderverein vom Museum Wendevogel in Frankfurt, dann gibt es einen Künstler namens KD Pratz. Den müssen Sie sich als Malerfürst wie z. B. Georg Baselitz vorstellen. Er ist sehr, sehr erfolgreich und hat sich mit seinem Geld eine Burg am Rhein gekauft. Er hat sich von der Welt komplett zurückgezogen, der lässt da keinen rein, der malt da den ganzen Tag und beschäftigt sich damit, alles auf der Welt schlimm zu finden und anzuprangern. Nun, nachdem er zwanzig Jahre niemanden da reingelassen hat, beschließt das Museum Wendevogel einen Anbau zu machen und

sie wollen diesen Anbau komplett seinem Werk widmen. Bedingung dafür ist, dass er die kunstsinnigen Damen und Herren vom Förderverein ein Wochenende auf seiner Burg empfängt. Das tut er dann sogar, weil ihn die Aussicht auf ein eigenes Museum schon reizt, was ja nicht einmal Joseph Beuys gelungen ist. Und an diesem Wochenende spielt das Buch. Es geht also um diesen Maler KD Pratz, aber es geht noch mehr um die Kunstmäuse. Das ist das, was mich daran gereizt hat, denn Romane über Künstler gibt es schon sehr, sehr viele.

Sie gründen gerade ein neues Genre: den Kunstvereinförderroman! Es ist ein Milieu, das, genauso wie der große Malerfürst als auch die Kunstmäuse, einfach gewesen wäre zu parodieren, das kennt man ja von Hape Kerkeling mit seinem »Hurz«, aber ich finde ja, dass es eine sehr wichtige Kraft in unserem kulturellen Leben ist. Die Fans und die Leute, die sich für die Kunst begeistern, haben mehr verdient als eine blöde Parodie. Und das ist das, was ich mit diesem Roman versucht habe zu tun.

Sie beschreiben präzise die Abläufe des Kunstbetriebs: Bei der Realisierung des Museums geht es auch um die Finanzierung, in Ihrem Roman streiten sich Abgeordnete vom Bund und vom Land darum, wer wieviel Geld für diesen Bau beisteuert. Das habe ich in der Tat recherchiert. Es ist mir unglaublich wichtig, dass solche Sachen auch stimmen. Deswegen bin auch keine gute Gesellschaft, wenn man mit mir einen »Tatort« anguckt, weil ich den Leuten nicht glaube, dass sie so reden, und ich fange an zu schimpfen, was natürlich unangenehm ist, die Leute wollen ja nur ihren Krimi gucken. Aber ich habe neulich ein Buch gelesen, das in einer Bank spielt und in dem eine Mitarbeiterin zum Filialleiter gerufen wird, der als erstes fragt: »Und wie stehen die Geschäfte?« Ich denke, so reden

die Leute in einer Sparkassenfiliale nicht. Mir ist es wichtig, dass solche Sachen stimmen. Deswegen habe ich das recherchiert. Bund und Land streiten sich gar nicht darum, wer weniger Geld ausgeben muss, sondern eher, wer mehr Geld ausgeben darf, damit er dann die Projektsteuerung hat. Das kann man sich ja nicht ausdenken.

Was für ein Künstler ist KD Pratz? Das ist ein Malerfürst, der ganz klassisch in Düsseldorf an der Akademie studiert hat und durch verschiedene Phasen in seiner Kunst gegangen ist. In den 80er-Jahren mit einem starken politisch-ökologischem Engagement hat er sich dann in den 90er-Jahren eher unpolitischen Themen zugewendet, weil er das Ende der Geschichte, das Ende der großen politischen Systeme gesehen hat. Davon hat er sich aber auch wieder verabschiedet und eine ganz neue Schaffensperiode eingeläutet, von der auch noch niemand etwas gesehen hat. Also jemand, der verschiedene Werkperioden hat. Was mir auch sehr viel Spaß gemacht hat, war, mir auszudenken, wie so jemand malen würde. Er ist auch wieder jemand – wie die Leute vom Förderverein – den man wunderbar leicht hätte karikieren können: als »den alten, weißen Mann«. Mich hat aber interessiert, wie wird jemand eigentlich so? Jemand, der vom Kulturbetrieb ganz lange dafür honoriert wurde, dass er alles ganz schlimm fand und wie Günter Grass mit einer sehr großen politischen Emphase gesagt hat: Alles wird immer schlimmer, wir gucken nur noch Fernsehen und so etwas.

Was will Kunst? Was kann Kunst leisten? Diese Fragen werden im Roman gestellt. KD Pratz war lange relevant, weil er immer wieder neue Perspektiven geschaffen hatte. Pratz ist zunächst einmal handwerklich ein sehr guter Maler. Deswegen beschwert er sich darüber, dass die Leute auf den Akademien

heute nur noch lernen, wie sie eine Kamera halten und nur noch Videos machen. Er behauptet es so und er ist noch so alte Schule, dass er noch ein Gesicht oder eine Hand malen kann, er ist einfach ein guter Maler. Er hat sich da so reingesteigert, dass er keinen anderen Modus mehr gefunden hat mit anderen Menschen zu kommunizieren als zu schimpfen. Das gibt es ja auch. Ich habe



Kristof Magnusson,
Foto: P. Matsas/Opale/Leemage/laif

vorhin schon Günter Grass genannt, dieser Typus war ja lange Zeit und in der Kultur sehr verbreitet: alles immer als eine große Geschichte des Verfalls zu betrachten. Meistens war allerdings der Höhepunkt ihrer Kunst da, als sie noch jung waren, und von da an ging es bergab mit dem Abendland. Das ist eine Sache, die ich schon immer interessant fand. Aber nach dem Auftreten der AfD und dem Erfolg von Donald Trump habe ich gedacht, nein, das hat vielleicht auch politisch problematische Seiten, diese Erzählung »Alles wird immer schlimmer«, denn das ist genau das, womit Populisten arbeiten, »Make America great again«, das suggeriert, dass früher alles toller war. Ich finde es inzwischen nicht mehr amüsant, sondern etwas, wozu ich eine Gegenposition beziehen möchte. Nun, ich möchte jetzt nicht anfangen auf die Leute zu schimpfen, die immer schimpfen. Was macht man also, was findet man für eine Sprache, wenn man nicht sofort in die Konfrontationsrhetorik hineinfallen will?

Die eine Frage, die der Roman stellt: Was bedeutet die Kunst? Die zweite Frage: Was bedeutet der Kulturreditismus und überall den Verfall wittern, diese beiden Sachen hätten für mich noch nicht gereicht, daraus einen Roman zu machen, diese sind eher auf der inhaltlichen Ebene angesiedelt. Für mich ist es immer sehr wichtig, wenn ich die Entscheidung treffe für ein Buch, dass verschiedene Dinge zusammentreffen und sich in einem Punkt überschneiden, das ist ja genau das, was Schreiben bedeutet, es kommt vom Verdichten. Ich würde nie einen Roman schreiben, der nur einen Aspekt verhandelt. Hier habe ich die Kunst, den Kulturreditismus, das Mutter-Sohn-Verhältnis und das mit dem Rhein ist eine eigene Sache. Wir haben den Maler Rudi Hurzlmeier aus dem Kunstmann-Verlag gebeten, extra ein Bild zu malen für diesen Roman, ich habe das Original inzwischen zu Hause.

Sie haben den Roman nicht zufällig am Rhein angesiedelt. Sie selbst leben in Berlin, kommen aus Hamburg, wie sind Sie mit dem Rheinland verbandelt, oder ist es eher der Topos vom Rhein und der Romantik, den Sie aufgreifen? Ja, dieser Roman könnte nicht an der Elbe, an der Saale oder an der Weser spielen. Ich habe eine sehr persönliche Beziehung zum Rhein, meine Großmutter kommt aus dem Rheinland. Sie ist in Andernach zur Schule gegangen, es verschlug sie nach Norddeutschland, wo sie sehr oft sagte, wie hässlich sie es dort fand im Vergleich zum schönen Rheinland. Mich röhrt es emotional auf eine Art und Weise an wie sonst nur die norddeutsche Landschaft. Und die Rheinromantik ist für dieses Buch ungemein wichtig. Wir haben ja alle Bilder von dem romantischen Rhein im Kopf und gerade, wenn man sich für Musik und Literatur interessiert und für das 19. Jahrhundert, dann sind die romantischen Bilder ganz stark. Man hat die im 19. Jahrhundert neu aufgebauten Burgruinen vor Augen, natürlich Heinrich Heine, die Loreley, Ricarda Huch, Brentano, die Arnims. Und dann kommt man dorthin und da ist direkt am Bahnhof in Rüdesheim der Dönerladen, da muss man aufpassen, dass man nicht vom Güterzug überfahren wird, da geht man drei Meter weiter und da ist der Reisebus und alle gehen zum Italiener, wo die Speisekarten mit den Fotos von den Gerichten sind. Da sind das Erhabene und der Trash unmittelbar nebeneinander, auf eine Art verdichtet. Das Faszinierende daran ist, dass die Schönheit der Landschaft und diese Burgen und Heinrich Heine und die Loreley obsiegen. Für mich der beste Beweis, dass die Suggestivkraft von Kunst und Literatur stärker ist als die Wirklichkeit. Eine Landschaft so zu erleben, finde ich einmalig, das geht mir so nur am Rhein.

Welche Gruppendynamik entsteht bei den Fördermitgliedern auf ihrer gemeinsamen Reise? Diese Fahrt ist natürlich auch eine Steilvorlage, um Situationskomik zu erzeugen. Es ist sehr interessant als gruppendynamische Situation. Ich habe dabei sehr davon profitiert, was mir Leute erzählt haben, die einmal eine Studiosus-Busreise mitgemacht haben. Man hat vierzig Personen, die sich alle als Individualisten begreifen, und die müssen in einen Reisebus. Person eins lebt ihren Individualismus dadurch aus, dass sie bei jedem Stopp ganz besondere Fotos macht, Person zwei möchte weiter in die Uffizien, d. h. da sind auch schnell viele ulkige Situationen dabei. Aber auch da war es mir wichtig, dass das keine Karikaturen sind, sondern dass klar ist, dass die Leute wirklich interessiert sind, dass sie sehr dabei sind bei vielen Themen, die heute virulent sind und die auch in der Kunst ihren Niederschlag finden, was zum Beispiel die Geschlechterverhältnisse betrifft, den gesellschaftlichen Zusammenhalt, auch die Frage, was kann Kunst?

Natürlich kann Kunst sehr viele verschiedene Dinge, sonst wäre sie ja keine Kunst, wenn sie nur eine Sache könnte. Was Kunst eben tun kann, ist, einen Raum zur Verfügung zu stellen, wo Dialog möglich ist über gesellschaftliche Themen. Das passiert auch in diesem Reisebus. Natürlich auch die lustigen Sachen, dass der reichste Geldgeber mit einem riesigen Bernhardiner unterwegs ist, für den nirgendwo Platz ist und so. Oder das Pfarrersehepaar, das mit protestantischer Arbeitsethik sich erst einmal einlesen, gar nicht die Bilder angucken, sondern erst einmal darüber lesen. Und da guckt die Frau sich die Bilder an und wenn sie sie nicht mag, sagt sie »Es spricht nicht zu mir.« Das habe ich in Museen und Galerien schon so oft gehört und auch selbst schon gedacht.

Ihnen ist aber sehr daran gelegen, die Figuren nicht zu verraten? Nein, ich bin ja selbst kunstbegeistert, ich nehme mich selbst mit auf die Schippe, es ist auch eine Hommage an eine Form von Kunstverständnis, die sich nicht einlullen lassen will, die sich nicht nur unterhalten lassen will, sondern die Moderne Kunst noch als etwas begreift, was Seh- und Rezeptionsweisen herausfordern soll, wie die Hauptfigur Ingeborg sagt: Die Kunst zwingt uns, anders zu denken, anders zu sein. Das war mir wichtig als Hommage, das war einer der vielen Auslöser für diesen Roman, als ich in Stuttgart in der Oper bei einer Werkeinführung war, als eine Frau aufstand und die Dramaturgin fragte: »Jetzt war ich schon drei Mal in dieser Produktion, aber diese eine Sache habe ich noch nicht verstanden.«, und dazu eine Frage stellte. Solche Leute halten den Kunstbetrieb am Leben. Mit »Hurz« ist es nicht getan.

Das Gespräch führte Ulla Egbringhoff
Büroleitung

Kristof Magnusson »Ein Mann der Kunst«,
erschienen im Kunstmann-Verlag



© Wolfgang Schmidt

Frido Manns Werben für eine lebendige Demokratie

Das Leben Frido Manns gleicht einer »Achterbahn«, so der Titel seiner Autobiografie. Er hat Musik studiert, Theologie, Psychologie, lange als Psychologe gearbeitet, hat Romane geschrieben, Essays, zwei Bücher mit seiner Frau über Quantenphysik, und ist als Sohn von Michael Mann, dem jüngsten Sohn von Thomas Mann, Mitglied der »amazing family«. Klaus Mann hat einmal gemeint, was für eine sonderbare Familie sie seien, es würden zukünftig nicht nur Bücher über einzelne, sondern über die Familie selbst geschrieben werden. Und Marcel Reich-Ranicki hat die Familie Mann als die bedeutendste und originellste Familie des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Sie sind ein Mitglied dieser großen Familie. Wie ist es für Sie, immer wieder auf die Familie angesprochen zu werden? Hat sich in den letzten Jahren etwas für Sie verändert? Ganz wesentlich hat die Meldung 2016, dass das Thomas Mann-Haus, das Weiße Haus des Exils, so von dem damaligen

Außenminister Frank-Walter Steinmeier genannt, von der Bundesregierung gekauft wurde. Mir hat der Bundespräsident noch vor einiger Zeit gesagt, er wäre immer noch überrascht, dass der Haushaltsausschuss das überhaupt gekauft hätte. Ich war erst einmal sehr zurückhaltend, ich dachte: Naja, Rückkehr in dieses Haus, was soll das jetzt? Das habe ich doch schon vor Jahrzehnten verlassen. Das ist eigentlich Geschichte. Aber es war ja nicht nur Geschichte, sondern fand praktisch gleichzeitig zur Wahl des damaligen Präsidenten Donald Trump statt. Man wollte mit diesem Haus nicht nur eine Gedenkstätte, ein Museum schaffen, sondern ein Politikum, ein Wahrzeichen der Begegnung zwischen demokratisch gesonnenen Kräften in Europa und in den USA. Das hat mich dann nicht mehr losgelassen. Ich bin schon als Kind sehr stark politisch geprägt worden in dem Kampf gegen Faschismus und jetzt hatte sich das einmal umgedreht: Da hat die deutsche Bundesregierung Jahrzehnte nach einer positiven Entwicklung zur Demokratie ein Haus gekauft, das in einem Land steht, in dem jetzt ein Präsident gewählt wurde, der das Gegenteil verkörperte zu dem, was Amerika damals verkörpert hat. Diese Umkehrung war so merkwürdig und faszinierend, dass ich dachte, da muss ich mich jetzt einmal reinknien mit all den Sachen, die ich auch politisch von Kindheit an verfolgt habe. Nun bin ich wieder, in einem anderen Sinne, Mitglied der amazing family geworden und werde es auch bleiben.

Wie war es für Sie, als Sie nach Jahrzehnten in das Haus, in dem Sie Ihre Kindheit verbrachten, zurückkehrten? Und wie kam es eigentlich dazu, dass Thomas Mann das Haus baute, er hätte ja auch die Villa Aurora, die das Ehepaar Feuchtwanger schließlich erwarb, kaufen können. Ich kenne das Haus auch, ein großartiges Haus in einem alten spanischen Baustil. Es liegt

sehr schön nah am Ozean, viel näher als das, was er dann weiter oben gebaut hat. Aber es war doch sehr mächtig, es war dunkel, es war verwinkelt, es hat ihm deshalb einfach nicht gefallen. Er wollte etwas Leichteres haben. Das Haus in Pacific Palisades sieht ja aus wie ein filigranes Schiff mit dem Kapitänsitz, wo er sein Arbeitszimmer hatte und sein Schlafzimmer da drüber, und im Heck hinten war das Kinderzimmer, wo ich dann war. Auch wenn es ein wenig abgelegen war, war es ja mitten in einem Viertel, wo Filmdivas ihre Villen hatten. Liz Taylor hat ganz in der Nähe gewohnt. Es war abgelegen, man musste mit dem Auto ein ganzes Stück fahren, fünfzehn Minuten zum nächsten Supermarkt – ich stelle mir das immer vor, wie die das früher alles gemeistert haben – aber es war weit oben und mit der Aussicht aufs Meer runter, es war sehr schön. Als ich das erste Mal wieder dort war und es wieder eingeweihrt wurde, hat es denselben Geruch gehabt wie damals, als ich ein Kind war. Es war ja 1942 fertig geworden, als Drei-, Vier-, Fünfjähriger war ich dort und es war damals neu und jetzt wieder. Das war ein ähnliches Erlebnis. Natürlich war nicht alles so, wie es damals war, aber die Baukommission hatte sich bemüht, einiges, was der Nachbesitzer in den 50er-Jahren, nachdem es von der Familie verkauft worden war, umgebaut hatte, wieder rückgängig zu machen. Im Wesentlichen ist der Schnitt noch so, wie er damals gewesen ist. Was man nicht entfernt hat, ist der Swimmingpool, den gab es früher natürlich nicht, den gibt es jetzt von dem Nachbesitzer. Aber im Wesentlichen ist alles gleich, sogar das Bücherregal im Arbeitszimmer von Thomas Mann ist immer noch dasselbe. Da stehen auch noch originale Bücher. Es ist ein nettes Gemisch aus dem, wie es gewesen ist, mit Neuem.

Frank-Walter Steinmeier nannte das Haus nun das »Weiße Haus des Exils« – welche

Erinnerungen haben Sie an die damalige Atmosphäre, an die Stimmung in den 40er-Jahren? Ich war acht Jahre alt, 1949, als ich »umgezogen wurde«. Vorher habe ich bei den Großeltern gelebt, weil meine Eltern noch eine Tour gemacht haben. Da bin ich zur Schule gegangen, bin immer vom gelben Schulbus abgeholt worden. Als Kind habe ich schon bewusst die ganzen Dinge verfolgt: Es war die unglückliche Zeit von McCarthy, wo Thomas Mann dachte, er muss jetzt wieder weggehen. Er hat die Heimat neu gewonnen als Schutz gegen den deutschen Faschismus in der Zeit von Roosevelt und das hat sich völlig geändert, als diese Kommunistenjagd kam. Die Intellektuellen, gerade die Leute in Hollywood, die Schauspieler, waren besonders von diesen Verfolgungen betroffen. Man kam ins Gefängnis, wenn man nicht bereit war, Kollegen als Kommunisten zu denunzieren, solche Geschichten. Trump ist gar nicht neu. Das gibt es in Amerika die ganze Zeit. Immer wieder diese Wellen, seit die Verfassung entworfen ist, immer dieses Abwärts und Aufwärts. Eine merkwürdige Geschichte, das war damals auch so. Und da habe ich gemerkt, wie die Familie, wie sie vor dem Krieg unter dem deutschen Faschismus gelitten hat, unter den faschistoiden Tendenzen in der Zeit von McCarthy auch sehr gelitten hat, allerdings in der Tendenz, dass beides ein bisschen zu sehr gleichgesetzt wurde. Das kann man im Tagebuch von Thomas Mann nachlesen, dass er von Faschismus redet und von Machtergreifung und solchen Dingen. Das kann man verstehen, wenn man so traumatisiert aus Europa nach Amerika kommt, aber das war natürlich völlig übertrieben. Und dann sind sie rübergegangen nach Europa und Thomas Mann hat noch einige Jahre gelebt und hat seinen Frieden gemacht, als er das endgültige Domizil in der Schweiz, in Kilchberg, mit einem Haus bekam. Da war er wieder glücklich und zufrieden. Es war das letzte Jahr, in dem er

lebte, aber er hatte immer Heimweh gehabt nach diesem Haus, nach dem schönsten Arbeitszimmer, das er je gehabt hat, wie er schrieb. Für mich war es auch nicht leicht, der amerikanischen Heimat Lebewohl zu sagen.

Das heutige Thomas Mann-Haus steht im Zeichen des transatlantischen Dialogs zwischen Amerika und Europa, bemüht sich um die Demokratie und Demokratieentwicklung. Sie haben eine Vortragsreihe durch die Staaten unternommen und haben – so der Titel Ihres Buches »Democracy will win« – ein Zitat aus einer Rede von Thomas Mann aufgegriffen. Wie kam es zu dieser Idee und ihrer Umsetzung? Welche Erfahrungen haben Sie gemacht? Es war meine Idee und ich wusste noch gar nicht so viel über Thomas Manns Reisen. Es waren fünf Reisen, die er gemacht hat. Quer durch den Kontinent über mehrere Wochen, einmal sogar drei Monate. Mir war klar, wenn ich irgendwas zum transatlantischen Dialog beitragen will, dann will ich in diese Fußstapfen treten und quasi die Stafette übernehmen in der heutigen Zeit. Die psychologischen Ursprünge sind dieselben, aber die Menschen sind andere, die Zeit ist eine andere, die politischen Konstellationen sind andere. Deswegen war es mir wichtig, dahinzugehen. Es war ja ein Unterschied zu 1938 bis 1943, als Thomas Mann diese Vortragsreisen gemacht hat. Die politischen Verhältnisse in Amerika waren völlig anders, es gab nicht drei Amerikas wie heute, Mitte, Ostküste, Westküste, sondern es gab ein Amerika. Es gab auch ein ganz anderes Nachrichtensystem, es gab wenige Zeitungen, es gab Radio, man konnte wissen, was da erzählt wird, wird einigermaßen stimmen. Heute, wo im Internet jeder schreiben kann, was er will, und wo jeder seine Follower hat, wo man kaum zwischen Wahrheit und Fake News unterscheiden kann – das haben wir in den letzten Jahren unter Trump kennen gelernt. So war auch

meine Reise. Ich habe an der Ostküste, in New York angefangen, das ist eine demokratisch gebliebene Bastion, wenn man so will, bin dann in die Midlands oder Hardlands gefahren, und das war ganz anders, dann war ich in Denver, Colorado und in Kansas City. Ich habe zum Beispiel in Denver die Erfahrung gemacht, dass Schulen, in die ich gerne wollte, um mit den Kids zu reden, es abgelehnt haben. Das war, als das Impeachment gegen Trump losging, im September 2019. Da hieß es, nein, diese Unruhe können wir uns nicht leisten, denn bei uns ist alles polarisiert. Wenn jemand aus Deutschland kommt, auch wenn er Amerikaner ist, und uns etwas über Demokratie erzählen will, gibt es nur Unruhe. Man wollte die Ruhe eines Kirchhofs retten und man hat mich ausgeschlossen und ich musste dann etwas anderes machen. Am zweiten Ort in Midlands, in Kansas City, war es dann anders. Da habe ich mit einer Gruppe von neunzig oder hundert Schülern reden können, aus verschiedenen Klassen, und einigen Lehrern. Dort war die Polarisierung tatsächlich ganz groß. Da habe ich die Leute extra gefragt, was haltet ihr eigentlich davon, dass der Präsident an der Grenze zu Mexiko einen Zaun bauen will, und dann sagten die einen hü und die anderen hott. Oder: Was haltet ihr vom Austritt Amerikas aus dem Klimaabkommen, die einen sagten, wir haben doch schon genug fürs Klima getan, die anderen, nein, das ist schlimm. Da ging es sehr auseinander. Und ein Lehrer aus der hintersten Reihe hat sogar gewagt, ganz laut zu fragen, was ich vom sozialistischen Gesundheitssystem in Deutschland halten würde. Das ist natürlich eine harte Frage! Ich habe gesagt, ich finde dieses Gesundheitssystem sehr gut. Das war eine der Polarisierungen. Ich fand es aber sehr interessant, dass am Ende dieser Diskussion einige Schüler nach vorne kamen und mir dankend stumm die Hand gedrückt haben und dann wieder weggingen. Das zeigt

diese Stimmung. Dann bin ich an die Westküste gekommen, da war es mindestens so liberal und toll, wie es im Osten gewesen war.

Ihnen war es ein Anliegen, besonders mit jüngeren Leuten ins Gespräch zu kommen. Sind Sie bei diesen auf einen größeren Wunsch nach Demokratie gestoßen?

Ich bin schon erstaunt und auch nachdenklich im positiven Sinne. Das ist nicht nur in Amerika so, sondern weltweit, dass junge Menschen aufwachen. In der 68er-Zeit hatten wir auch eine Politisierung, aber die war ideologisch, abstrakt. Das ist jetzt anders. Jetzt sind die jungen Leute wirklich an der Praxis dran. Sie sind besonders um den Klimawandel besorgt. Dass uns jetzt in Deutschland ein Regierungswechsel bevorsteht, wo das Denken der Grünen eine so starke Rolle spielt, ist dort anders. In Amerika ist das Ökologische vielleicht nicht so stark. Ich denke, das, was zwischen den Kontinenten abläuft, ist eine gewisse Arbeitsteilung, die wir brauchen, wenn wir die Demokratie voranbringen wollen. Ich denke, Europa hat sich die Aufgabe des Klimawandels vorgenommen. Man muss möglichst alles tun, um die Antidemokraten zu ärgern. Die jungen Menschen sehen das auch so. Und deswegen war es mir sehr wichtig, überall, wo ich war, möglichst mindestens eine Highschool oder eine Universität zu besuchen. Und dann hatte ich sogar noch das Glück, ganz am Ende, kurz, bevor ich noch nach Kanada gewechselt bin, zehn Tage als Fellow in dem ältesten College in ganz Amerika zu sein, das sogar noch vor der Unabhängigkeit Amerikas in der englischen Zeit gegründet wurde, in Dartmouth in New Hampshire. Da konnte ich zehn Tage sein und dem Unterricht beiwohnen und Nachmittage lang mit den Studenten diskutieren über alle möglichen Themen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass jetzt doch noch irgendeine Bewegung stattfindet mit diesem älteren Herrn, der nun Präsident geworden ist, der

doch wirklich eine fantastische Einstellung hat und auch eine tolle Vize hat, auch wenn sie Ärger macht. Da kommt noch was. Sie hat auch ganz klar gesagt, sie habe nicht vor, ihr ganzes Leben lang Vizepräsidentin zu bleiben, sondern sie hat noch andere Dinge vor, das glaube ich ihr sofort.

Einer Ihrer zentralen Begriffe in Ihrem Buch ist der Dialog. Der Dialog zieht sich auch durch Ihr Leben – als Musiker, als Psychologe, als Theologe. Ist das einer Ihrer wichtigsten Begriffe auch im Nachdenken über die Demokratie?

Das war auch schon so, als ich in der 68er-Zeit politisch dachte. Ich habe 1964 in München angefangen, Theologie und Psychologie zu studieren, und irgendeine Kraft hat mich dazu gebracht, im zweiten Semester ein philosophisches Seminar zu besuchen, nämlich über Martin Bubers Hauptschrift »Ich und Du«. Da habe ich gleich eine wissenschaftliche Hausarbeit geschrieben, habe mich unglaublich reingekniet und auch ein schönes Lob von dem Professor gekriegt; da war ich ganz stolz. Es war das Semester, wo an einem dieser Dienstage der Professor uns sagte, wir machen jetzt eine Schweigeminute, gestern ist nämlich Martin Buber in Jerusalem gestorben. Da fing der Versuch der Kirche, sich zu reformieren, schon an, der interreligiöse Dialog, vor allem der ökumenische Dialog. Da ist ja vieles völlig schief gegangen, und ich glaube, bei der Kirche sieht es ein bisschen anders aus als in der amerikanischen Demokratie, da bin ich noch viel, viel pessimistischer, da will ich auch gar nicht mehr kämpfen in dem Sinn, sondern erst einmal abwarten. Dann bin ich weitergegangen, ich habe als katholischer Theologe über Luther promoviert, über die Anfänge des reformatorischen, des revolutionären Luther, und habe mich in der Psychologie für Carl Rogers, die klienten-zentrierte Psychotherapie, entschieden, also auch für den Dialog.

So bin ich aufgewachsen. Und das kann ich jetzt wunderbar anwenden. Die Grundprinzipien dieser psychologischen Methoden sind sehr wichtig, aber sie dürfen nicht zur Technik verkommen. Man muss die Grundeinstellung haben, da kommt wieder der Theologe durch, der sagt, es geht darum in sich selbst hineinzuhorchen, was man will, was man für Visionen hat, aber auch gleichzeitig verstehen, wie es anderen Menschen zumute ist, ohne dass man deren Meinung übernimmt. Das Ganze muss immer ein lebendiger dialogischer Prozess sein, damit sich überhaupt irgendwas bewegt. Und ich denke, das wird auch in Amerika möglich sein, wenn sich die Fronten einmal etwas enthärtet haben.

Haben Sie Tipps für uns, wenn wir einmal in schwierige Gesprächssituationen geraten?

Ich denke, das Wichtigste ist, dass man in der Stille selbst mal innehält, um nachzudenken, was man selber eigentlich will. Und das andere: eine entspannte Situation schaffen. Es ist ja nicht nur ein mentaler Prozess, sondern auch ein physiologischer Prozess. Das geht ja bis in den Atem hinein. Man kann begleitende Phänomene wie Yoga oder Mindfulness nutzen, das sind Haltungen, die man lernen kann. Ich denke, das ist eine Verbindung aus einer Basis, die sogar ins Spirituelle hineingeht, in die kontemplativ-meditative Haltung, die wir ja gut lernen können von den uralten Traditionen aus Asien. Und dass man sich ein bisschen informieren sollte, was sind denn eigentlich die Grundlagen des Dialoges, und hier rekurriere ich wieder auf Martin Buber. Das ist ein Buch mit gerade einmal 140 Seiten, das lohnt sich zu lesen. Diese verschiedenen Stufen durchgehen und sich dann wappnen für ein wirklich entspanntes Akzeptieren, aber doch wachsamen Dialog. Denn man muss ja immer aufpassen mit Dialogpartnern, wenn sie sehr anders denken, ob sie uns nicht festnageln wollen auf irgendwas oder manipulieren

wollen. Das ist eine typische Form, Dialoge zu konterkarieren. Und deshalb müssen wir auch wachsam bleiben, ein bisschen gucken, mit wem haben wir es eigentlich zu tun. Inwieweit ist ein guter Wille da und inwieweit vielleicht nicht, und da gibt es Möglichkeiten, das zu lernen. Ich denke, es gibt kein Rezept. Es gibt sogar Politiker, die das tun. Ich habe mir mal von einer Verlegerin erzählen lassen: Als sie ein Mädchen war, ist sie mit ihrem Vater nach Tel Aviv gereist und hat den ersten israelischen Präsidenten David Ben Gurion besucht. Er erzählt, dass er jedes Mal, bevor er eine wichtige politische Entscheidung trifft, eine halbe Stunde bei sich meditiert. Das hat mich darin bestärkt, dass eine Übertragung dieser Grundhaltung auf die Politik lohnend ist.

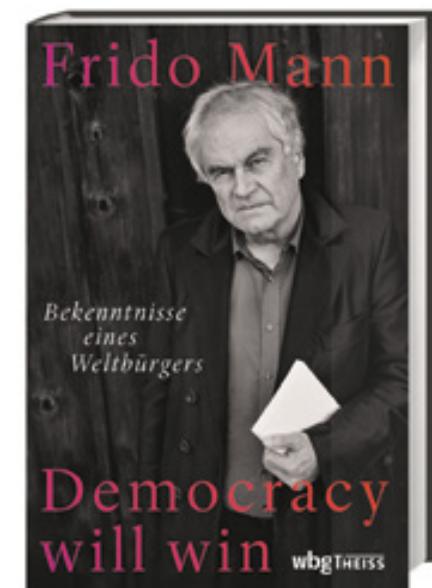
Kommen wir noch auf den Flügel zu sprechen, den Sie dem Thomas Mann-Haus feierlich in den nächsten Tagen übergeben. Was hat es mit der Übergabe des Flügels an das Thomas Mann-Haus auf sich? Ich habe im letzten Januar zusammen mit einer Journalistin, einer Palästinenserin, für die FAZ ein Gespräch über das West-Eastern Divan Orchestra mit Daniel Barenboim geführt. Das ist genau der Punkt, wo sich Musik und Politik miteinander verbinden. Wir haben seinen Erläuterungen gelauscht, wie er das umsetzt, wie er an dasselbe Pult einen Israeli und einen Araber setzt. Die sitzen dann um 9 Uhr bei der Probe und sind wie Feinde und können nichts miteinander anfangen und müssen jetzt gemeinsam ein A stimmen. Da fängt es schon an, dass man gemeinsam etwas tut, dann wird geprobt und abends sieht es ganz anders aus. Das war auch ein Grund, warum ich sagte, diese Regierung, dieses Deutschland, ist ein ganz anderes Deutschland als damals, und sie hat dieses Haus gekauft. Und deswegen möchte ich aus Dankbarkeit diesen Flügel wieder dorthin zurückbringen, wo er hergekommen ist. Er ist 1944, kurz vor Kriegsende gekauft

worden und stand dort bis 1952, kam nach Europa und blieb dort bis zum Tod meiner Großmutter und dann kam er zu mir. Ich habe ihn geerbt, und er hat mich mein Leben lang musikalisch begleitet. Ich habe auf ihm Klavierunterricht gehabt, habe lange darauf gespielt und dann ist er vor zwei Jahren von München, wo ich jetzt wohne, zurückgebracht worden nach Los Angeles, wurde dort wunderbar restauriert und wird am 16. Oktober eingeweiht von keinem geringeren Pianisten als Igor Levit. Und er wird, das war mein Wunsch, Beethovens Sonate Opus 111 spielen, die er selbst eingespielt hat. Diese Sonate kommt ja im »Doktor Faustus« vor, das passt wunderbar. Wenn er da sitzt am Flügel, wo er immer stand, wenige Schritte vom Arbeitszimmer entfernt, wo der »Doktor Faustus« entstanden ist, und spielt das Opus 111, besser kann es gar nicht gehen.

Welche Bedeutung hat diese Sonate für Sie? Der späte Beethoven ist ein ganz anderer als der frühere, das zeigt sich in den Klaviersonaten und in den noch späteren Streichquartetten. Es ist eine Art zu komponieren, Musik zu machen, die nicht wie beim frühen Beethoven so revolutionär, nicht so sehr auf sich selbst bezogen, nach einer freiheitlichen politischen Vision wie bei Schiller, sich für den Gedanken der Freiheit, der Revolution einsetzt, sondern es ist die Zeit, wo Beethoven schon ertaut war. Es ist völlig abgehoben von dem eigenen Ich, in eine fast gespenstische, mystische Region, allgemein kosmisch, wenn man so will. Es ist sehr brüsk im Wechsel – von sehr brüskierender Schröffheit und dann wieder einer ergreifenden, gefühlvollen, fast kindlichen Offenbarung des tiefsten inneren Prozesses, und das in so kleinen Fragmenten, das ist in dem Arietta, dem zweiten großen langen Satz. Und da stellt sich natürlich die Frage, das steht auch im »Doktor Faustus«, warum hat diese Sonate nicht wie alle anderen drei Sätze? Wieso hört es da auf?

Dieses Arietta war ein Abschied auf dem Klavier. Er hat ja noch anderes komponiert, aber es ist so endgültig ein Abschied, eine Auflösung am Ende, man kann da nichts mehr erwarten. So verstehe ich Beethoven und so sehe ich auch den »Doktor Faustus«, wo es um Anfang und Ende geht.

Das Gespräch führte Ulla Egbringhoff
Büroleitung



Frido Mann »Democracy will win. Bekenntnisse eines Weltbürgers« wbg Theiss 2021



Sarah Szczesny, »The Stretch (Aurora)«
2021, Video Still

Wir haben Post!

Erfreulicherweise konnten wir im letzten Jahr gemeinsam mit Villa Aurora & Thomas Mann House e. V. das mittlerweile 13. Villa Aurora-Stipendium vergeben. Anfang Oktober konnte Stipendiatin Sarah Szczesny endlich nach Pacific Palisades in Kalifornien reisen!

Aus der Villa Aurora, in der sie bis Anfang Januar 2022 lebt und arbeitet, sendet sie uns viele Grüße und ein paar visuelle Eindrücke.

Besonders freuen wir uns auch über ihre Gestaltung des Covers für dieses Magazin! Es entstand tatsächlich an dem Tag, als die Künstlerin nach wochenlangem Bangen schließlich die Zusage für ihre Einreise erhielt.

Kurz nach ihrer Ankunft konnte Sarah Szczesny eine Garage in der Villa Aurora als ihr Atelier beziehen. Dort arbeitet sie seitdem an ihren Projekten, vor allem an Gif- und Animations-Loops.

Dass Sarah Szczesny ausgerechnet dieses Stipendium – bei Los Angeles – erhalten hat, könnte glücklicher nicht sein. Denn womit sie sich schon eine ganze Zeit lang beschäftigt, ist die Kunst-, Cartoon-, und Musikgeschichte der Stadt und der Traumfabrik Hollywood. Die Künstlerin möchte mit ihrer weiterführenden Recherche vor Ort an frühere Werkzyklen anknüpfen.

Dabei forscht sie vor Ort unter anderem zu den Pionierinnen der amerikanischen Animationsgeschichte wie Mary Blair, Retta Scott und Bianca Majoli. Obwohl diese maßgeblich die frühen Jahre der Walt Disney-Filmfabrik geprägt haben, sind ihre Namen

bis heute überwiegend unbekannt, da sie bislang in der Geschichtsschreibung der frühen und männerdominierten Filmindustrie zum Großteil unerwähnt blieben.

Cartoon-Film-Elemente der frühen Disney-Jahre bilden das Ausgangsmaterial für neue serielle Videoarbeiten und Malereien. Szczesny gelingen dabei Reinterpretationen der historischen Cartoons durch Fragmentierung und Verzerrung. Diese Arbeitsweise zeigt sich auch bei ihrem Umgang mit anderen Medien, wobei die Übergänge stets fließend sind und ineinandergreifen: Für neue Videoarbeiten verwendet Szczesny mitunter Soundquellen aus ihren eigenen Musik-Mixes, die bereits im Vorfeld des Stipendiums entstanden sind. Unter dem Titel »Pastel Succubus« arbeitet die Künstlerin seit 2016 an einer Serie von Radiosendungen – auch hier spielt die Zerlegung von Sounds, beispielsweise ebenfalls aus frühen Disney-Cartoons oder Dialogen aus Hollywood-Filmen, gepaart mit den für L.A. typischen Sounds der 70er- und 80er-Jahre, eine zentrale Rolle.

Wir hoffen auf weitere Impressionen aus dem schönen Kalifornien und wünschen Sarah Szczesny einen weiteren tollen Aufenthalt in der Villa Aurora.

Zum Stipendium gehören eine Publikation und eine Ausstellung, die voraussichtlich 2022 in der Fuhrwerkswaage zu sehen sein wird.



Atelier-Garage in der Villa Aurora mit Werken von Sarah Szczesny. Foto: Sarah Szczesny

Wir danken den privaten Förderinnen und Förderern des Villa Aurora-Stipendiums!

Das Villa Aurora-Stipendium des KunstSalon 2021 wird unterstützt von der KunstStiftung NRW.



Schöne Aussichten: Blick aus dem Fenster der Villa Aurora. Foto: Sarah Szczesny



»Ich war immer eine Kämpfernatur« – ein Gespräch mit Marcel Odenbach

Porträt: Marcel Odenbach, Foto: Andreas Endermann Hintergrund: Marcel Odenbach, Selbstporträt, 2017, Collage, Fotokopien, Bleistift, Tinte auf Papier, 151 × 260 cm, Sammlung Claudia & Bernard Huppert © VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Marcel Odenbach, *1953 in Köln, war 2001 als Guest im *jour fixe*, um über seine Kunst zu sprechen. Wie es damals in der Einladung an die Mitglieder hieß, wollte man mit dem Besuch Odenbachs der Tatsache entgegenwirken, dass sich das Publikum mit Videokunst noch schwer tue. Denn Odenbach gilt als Pionier der Videokunst: Mitte der 1970er-Jahre entdeckte er das Medium für sich als bevorzugtes Ausdrucksmittel und trug maßgeblich zur Etablierung der Videokunst bei. Begonnen hat er allerdings mit Zeichnungen und später, Anfang 2000, mit weiteren Papierarbeiten in Form von großformatigen Collagen, für die er eine eigene Technik entwickelte und die vor der Wahrnehmung seines filmischen Schaffens gerne in den Hintergrund traten – dabei ergänzen sich beide Medien inhaltlich und formal wechselwirksam zwischen Parallele und Kontrast.

Die Themen, die er seit Jahren künstlerisch bearbeitet, sind heute mehr denn je Teil gesellschaftspolitischer Diskussionen: Rassismus, Antisemitismus, Kolonialgeschichte und kulturelle Identität. Und selbstverständlich, als Nachkriegsgeborener und junger Künstler im Rheinland politisiert, der Nationalsozialismus. Das Autobiografische, die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte, ist bei all diesen Themen der Ausgangspunkt.

Marcel Odenbach wurde im November mit dem Wolfgang Hahn-Preis der Gesellschaft für Moderne Kunst am Museum Ludwig ausgezeichnet. Eine große Retrospektive im K21 ehrt den Künstler parallel zur Ausstellung im Ludwig. Und im Sommer 2020 endete nach insgesamt 30 Jahren Lehrtätigkeit an ZKM Karlsruhe und KHM auch die letzte an der Kunstakademie Düsseldorf.

Eine Zäsur, die sich zukünftig in seinen Arbeiten niederschlagen wird?

Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs ist der Wirbel um seine Person so groß, dass er nicht zum Arbeiten kommt, zu dem, was er

»wirklich machen will.« Für die nähere Zukunft weiß er noch nicht so genau, was kommt, das sei noch offen. Einschneidend sei die Tatsache, nach so langer Zeit nicht mehr zu unterrichten: »Auf der einen Seite habe ich persönlich sehr viel davon gehabt und ich habe nicht nur das Gefühl, dass ich viel vermitteln konnte, sondern ich habe auch sehr viel von Studierenden lernen können. Auf der anderen Seite ist es natürlich wie eine Befreiung und macht mich unabhängiger. Ich kann mich endlich mal den Neigungen hingeben, die ich immer zur Seite schieben musste. Das heißt, ich werde mein Leben verändern, mich ein bisschen zurückziehen, mit 68 kann man das ja auch, und mehr im Ausland leben.« Nach Italien aufs Land wollte er, und dort gärtnern.

Über die aktuelle Ehrung und die Ausstellungen ist er natürlich trotz des damit verbundenen Trubels glücklich: »Es freut mich, dass ich plötzlich die Möglichkeit habe, so viele Arbeiten von mir zeigen zu können und in einer Weise, die ich sehr adäquat finde: Die Ausstellung in Düsseldorf zeigt parallel Videoarbeiten wie Papierarbeiten, da gehen wir 45 Jahre zurück und es ist eine Chance für mich, noch einmal rückblickend auf meine Arbeiten zu schauen und dabei festzustellen, dass viele Dinge, die ich als Brüche wahrgenommen habe, eigentlich sehr logisch – also das eine aus dem anderen – entstanden sind und auch sehr logisch aufeinander aufgebaut haben.«

Die Montage (in den Videos) und die Collage (bei den Papierarbeiten) sind die Mittel seiner Wahl, Geschichte als ein sich überlagerndes, fragmentiertes und neu zusammengesetztes Konstrukt zu reflektieren, aus Vorgefundem Neues zu schaffen.

Die Collagen geben aus der Ferne an, Malerei zu sein. Tritt man näher, erkennt man jedoch, dass das Motiv – oftmals eine historische Bildvorlage – aus eingefärbtem, camouflageartig zusammengesetztem



Marcel Odenbach, *zur Ruhe kommen*, 2021, Collage, Fotokopien, Bleistift und Tinte auf Papier, 222 x 165 cm, Galerie Gisela Capitain, Köln, Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen 2021, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021, Foto: Achim Kukulies

Bildmaterial besteht, das weitere Bedeutungsebenen eröffnet. Daneben verwendet Odenbach auch Auszüge aus Textdokumenten, Gedichten, Briefen, Zeitungen. Während das Motiv aus der Ferne beispielsweise eine scheinbare Idylle vorgaukelt, offenbaren sich aus der Nähe eindeutige Verweise auf die dunklen Flecken der Geschichte, werden politischer Kontext hergestellt und unweiger-

lich auch Bezüge zu unserer eigenen Gegenwart. Und doch hat sich Odenbach immer gegen den Stempel des politischen Künstlers gewehrt: »Ich finde, dass eine eindeutige politische Kunst auch immer sehr didaktisch ist und eine ganz klare Äußerung hat, also eine Richtung vorgibt. Und in meinen Arbeiten fächere ich etwas auf, aber ich fälle kein Urteil. Und das ist der große Unterschied.«

Hinzu kommt der, wie der Künstler immer wieder selbst betont, persönliche Bezug: »Die Sachen sind ja bei mir auch alle sehr stark autobiografisch geprägt, das heißt, ich mache zunächst einmal die Arbeiten für mich selbst, um mir selbst über ein gewisses Thema klar zu werden und dann überlege ich erst mal, kommt das beim Publikum an.«

Um sich über seine eigene Geschichte klar zu werden, setzte er sich auch mit der Kolonialgeschichte und in einer großen Videoarbeit mit dem Völkermord in Ruanda auseinander:

»Diese Themen wie Kolonialismus haben mich mein ganzes Leben begleitet und da ist eine familiäre Auseinandersetzung mit gewissen Tatsachen, mit Symbolen oder Diskussionen, die mich ganz stark geprägt und sensibilisiert haben für gewisse Themen.« Typisch deutsch sei beispielsweise die Verdrängung nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen; Marcel Odenbach wundert sich über die späte Aufarbeitung nicht nur des Nationalsozialismus, viele Diskussionen der heute jüngeren Generation seien für ihn völlig unverständlich. Beispiel documenta: »Wo sollen denn diese ganzen Leute hergekommen sein, die scheinbar keine Nazivergangenheit hatten? Wir wissen das aus der Politik, wir wissen das von den Richtern, wir wissen, wie lange es gedauert hat, bis wirklich mal jemand zur Rechenschaft gezogen und schuldig gesprochen wurde.«

Dabei ist es sicherlich nicht von Nachteil für Odenbach, dass auch die aktuell angestraßen Debatten seinem Oeuvre die verdiente Aufmerksamkeit verschaffen. Kritisch sieht er es, wenn Themen als bloße Trends in der Kunst erkennbar werden: »Wenn alle darüber sprechen, langweilt es mich und dann will ich auch nicht mehr darüber sprechen. Ich war immer eine Kämpfernatur, einer, der nicht in die allgemeine Tröte blasen wollte, das fing ja schon an mit Video und hat sich dann über meine Themen so ergeben. Nein, ich finde es

natürlich gerechtfertigt und ich finde es natürlich wunderbar, dass endlich mal darüber reflektiert wird, aber ich sehe darin auch eine Gefahr, weil ich denke, es darf nicht zur Mode werden – jetzt passt es gerade und in fünf Jahren sind diese Themen dann wieder vergessen und dann ist es wieder was anderes.«

Vorschreiben ließ Odenbach sich seine Themen jedenfalls nie. »Es gibt natürlich immer Geschmacksverirrungen – und es gibt gewisse Dinge, die sind ganz klar für mich als Künstler immer tabu gewesen – aber da war es mir egal, ob es schwarz, gelb, rot oder blau war, sondern da kam es mir wirklich auf den Umgang mit gewissen Themen an und da sind natürlich Dinge, von denen ich sage, die gehen gar nicht. Aber ich finde, wenn ich jetzt nur mein Leben lang über deutsche, weiße männliche Probleme arbeiten würde und mich noch nicht einmal für Feminismus stark machen könnte oder für Genderfragen oder gegen Unterdrückung oder mich nicht mit anderen Religionen auseinandersetzen könnte, das wäre ja ganz furchtbar!«

Und uns wären eine Menge sehenswerter Arbeiten vorenthalten geblieben.

Das Gespräch führte Katharina Waltrich
Bildende Kunst

Marcel Odenbach.
So oder so
K21, Düsseldorf
bis 9. Januar 2022

Ausstellung zum
Wolfgang-Hahn-Preis 2021,
Museum Ludwig
Köln, bis 20. Februar 2022

»Der musikalische Nachwuchs braucht finanzielle Unterstützung, aber auch eine Bühne, um sich vor Publikum zu bewähren und den Wettbewerb.«

Nach einer Pandemie-bedingten Pause nimmt der Kölner Rückversicherer GenRe in seinem Gebäude am Theodor-Heuss-Ring in Köln die Tradition des Musikwettbewerbs 2022 im 30. Jahr seines Bestehens wieder auf! Und wir sind sehr glücklich sagen zu können, dass wir ab dem kommenden Jahr dabei sein werden.

Dass Herr Pasdika im Festival-Team anfragte, ob wir uns eine Unterstützung des Wettbewerbs vorstellen könnte, ist eine schöne Fügung. Im KunstSalon spielten wir schon länger mit dem Gedanken, einen Musikpreis zu vergeben, um der Förderung von Musikerinnen und Musikern neben dem Festival »Musik in den Häusern der Stadt« noch ein weiteres Standbein zu geben. Dass wir nun diesen langjährigen Wettbewerb mit unserer Expertise und unserem Netzwerk unterstützen können, ist für beide Seiten ein Glücksfall. Und natürlich werden wir auch einen schönen Bogen zu unserem Musikfestival schlagen: Hoffentlich werden wir – und Sie als unser Publikum – im November den Preisträger oder die Preisträgerin bei einem Konzert erleben können.

Ulrich Pasdika, Vorstand der GenRe, und Gideon Rosengarten, Vorsitzender der Jury, haben uns einige Fragen zum Wettbewerb und ihrem Engagement für junge Musikerinnen und Musiker beantwortet.

30 Jahre Musikwettbewerb. Das ist beeindruckend! Können Sie uns ein bisschen zu den Anfängen erzählen? Sehr gerne! Nachdem sich die Kölnische Rück, wie wir damals hießen, viele Jahre dem Sponsoring von Bildender Kunst gewidmet hatte, kam Anfang der 1990er der Wunsch auf, unser Engagement für Kunst und Kultur auf breitere Füße zu stellen und eine weitere Sparte zu fördern. Die Idee, den musikalischen Nachwuchs zu fördern, lag wohl in der Luft, allein das Format war noch unklar. Denn Musik kann man sich ja nicht einfach an die Wand hängen. Unser Haus suchte also das Gespräch mit Kennern der Szene und so entstand die Idee für den Musikabend.

Um es kurz zu machen: 30 Jahre später fördern wir junge Musikerinnen und Musiker immer noch aus der Überzeugung heraus, dass sie auf ihrem Weg natürlich finanzielle Unterstützung benötigen, aber auch eine Bühne, um sich vor Publikum zu bewähren, und den Wettbewerb, um die eigene Belastbarkeit auf die Probe stellen zu können.

Ähnliche Gedanken spielen eine Rolle, als »Musik in den Häusern der Stadt« Ende der 90er-Jahre gegründet wurde. Und die sind ja auch heute noch richtig: Musikerinnen und Musiker brauchen Auftrittsmöglichkeiten! Während wir uns für faire Gagen



Ulrich Pasdika, © General Reinsurance AG
Gideon Rosengarten, Foto: privat

einsetzen, zeichnen Ihren Wettbewerb wirklich attraktive Preise aus. Richtig, auch das war uns von Anfang an wichtig. Die Ursprungsidee war ein Stipendium, das für 12 Monate in unterschiedlicher Höhe an die Erst- und Zweitplatzierten ausgezahlt wurde. Zudem gibt es seit einigen Jahren einen Publikumspreis, der zuletzt mit einem Tablet belohnt wurde. Für 2022 haben wir das Auswahlverfahren überarbeitet und sind erstmals mit einer Ausschreibung an die Hochschulen in NRW herangetreten. Die Einladung richtet sich – weiterhin fächerübergreifend – vorrangig an Studierende an Musikhochschulen, die ihren Standort in

Nordrhein-Westfalen haben. Doch auch Studierende aus anderen Bundesländern sind herzlich eingeladen!

Auch die Preise haben wir etwas umgestaltet. Schließlich haben sich die Rahmenbedingungen und Anforderungen für den musikalischen Nachwuchs in den letzten 30 Jahren auch sehr verändert: Der Gewinner oder die Gewinnerin erhält einen Geldbetrag von 7.500 €. Für den zweiten Platz stellt die Dr. Franz Stüsser-Stiftung weitere 5.000 € zur Verfügung. Der Publikumspreis besteht aus einem Gutschein für die professionelle Produktion eines Präsentationsvideos für die weitere berufliche Laufbahn. Die Preisträger können also nun freier über das Geld verfügen und entscheiden, ob sie es für den Lebensunterhalt einsetzen oder z.B. in ein Projekt investieren, an dem sie gerade arbeiten. Ich freue mich, dass Sie und Ihre Kolleginnen vom KunstSalon die Idee für das Präsentationsvideo an uns herangetragen haben, das hat uns sehr überzeugt.

Dankeschön. Hier wird besonders schön deutlich, wie sich die Anforderungen an junge Musikerinnen und Musiker verändert haben. Die Präsentation in digitalen Formaten gehört heute ganz selbstverständlich dazu, wenn man als junger Musiker oder junge Musikerin reüssieren möchte. Aber nochmal zurück zum eigentlichen Wettbewerb: Wie erfolgt die Auswahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer für den Musikabend? Die Auswahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer übernimmt eine unabhängige Fachjury. Bei unserem Musikabend traten von Beginn an verschiedene Instrumente sowie Gesangssolistinnen bzw. -solisten auf. Sie treten in den Wettbewerb miteinander und ermöglichen gerade dadurch in jedem Jahr wieder ein vielfältiges Konzert-erlebnis für die Musikerinnen und Musiker selbst, aber natürlich auch für unser Publikum. Denn auch das ist Teil der langen Geschichte

des Musikwettbewerbs der GenRe: Treue Gäste, Kunden und Freunde unseres Hauses begleiten diese sehr besonderen »Hauskonzerte« seit vielen Jahren und schätzen die besondere Atmosphäre dieser Abende.

Herr Pasdika, mögen Sie uns noch schildern, was Sie persönlich mit Musik verbindet? Ich habe früher etliche Jahre viel Klavier gespielt. Auch wenn ich aus Zeitgründen schon lange nicht mehr selbst musiziere, habe ich insofern immer noch einen starken Bezug zur Musik; sowohl klassische als auch Pop- und Rockmusik höre ich gerne und regelmäßig. Ich besuche auch gerne klassische Konzerte, und habe die wenigen Gelegenheiten in den letzten 20 Monaten während der Coronaphase gerne genutzt, um in den Genuss eines Konzertbesuchs zu kommen und die Kulturschaffenden in dieser schweren Zeit ein wenig zu unterstützen. Ich war schon viele Male beim Musikabend der GenRe dabei und bin fasziniert von dem hohen Niveau und dem Engagement der Musikerinnen und Musiker wie auch aller anderen Mitwirkenden. Ich freue mich, dass ich im kommenden Jahr nun erstmals selbst Gastgeber dieser Veranstaltung sein darf!

Herr Rosengarten, bei Ihnen liegt die Verbindung zur Musik auf der Hand. Sie waren lange Jahre als Musikjournalist für verschiedene Rundfunkanstalten tätig. Seit wann stehen Sie der Jury für den Wettbewerb vor? Und was zeichnet für Sie die Arbeit in dieser aus? Ich bin seit 1994 Mitglied der Jury und seit 2013 Vorsitzender derselben, nachdem der Ehrenpräsident des Deutschen Musikrates und ehemalige Präsident der Hochschule für Musik Köln, Prof. Franz Müller-Heuser, der diesen Wettbewerb durch unermüdlichen Einsatz erst angeregt und durchgesetzt hatte und von Anbeginn an Juryvorsitzender war, leider allzu früh verstarb. Die Besonderheit dieser

Jury liegt in ihrer Zusammensetzung: Sie besteht aus erfahrenen, renommierten Fachleuten aus sehr unterschiedlichen Musikdisziplinen – Dirigenten, Solisten, Musikpädagogen und Musikwissenschaftlern bzw. -journalisten, die aus verschiedenen Blickwinkeln, mit individuellen Vorlieben und Geschmacksrichtungen herkommen, jedoch in ihrer Liebe zum vielversprechenden Musiknachwuchs vereint sind und herausragende junge Begabungen nach Kräften unterstützen, ermuntern und für eine künftige Laufbahn beraten möchten.

Wer sind die anderen Mitglieder der Jury?

Die Juryzusammensetzung versucht, einerseits Kontinuität zu wahren, andererseits jedoch für Innovation und Abwechslung Raum zu lassen. Daher bin ich der Einzige, der aus der »Ursprungsbesetzung« noch übrig geblieben ist. Damals ging es hauptsächlich um Vertreter von in Köln tätigen Musikinstitutionen, wie Rundfunkanstalten (WDR, Deutschlandfunk), Musikhochschule oder der Köln Musik GmbH. Da der WDR bis 2014 die Musikabende immer mitschnitt und sendete, war der jeweilige Leiter der WDR-Programmgruppe Musik ständiges Jurymitglied. Auch der ehemalige Intendant der Kölner Philharmonie, Franz Xaver Ohnesorg, wirkte eine Zeit lang mit, und, wie bereits erwähnt, hatte der Ehrenpräsident des Deutschen Musikrates und seinerzeitige Präsident der Kölner Musikhochschule bis zu seinem Tod den Juryvorsitz inne. In den letzten Jahren sind wir jedoch dazu übergegangen, die Juroren nicht als Institutionsvertreter, sondern als individuelle künstlerische Persönlichkeiten mit Rang und Namen zu benennen. Wert wurde auch darauf gelegt, jüngere Juroren und nicht zuletzt Jurorinnen zu berufen; leider hat eine profilierte Jurorin, die Geigerin Latica Honda-Rosenberg, nach einigen Jahren Jurytätigkeit auf Grund ihrer extensiven eigenen künstlerischen und

pädagogischen Tätigkeit ihren Sitz in der Jury niedergelegt. Nach wie vor erfreut sich die Jury an der Mitarbeit der bekannten Dirigentin, Festivalleiterin, Blockflötistin und Alte-Musik-Expertin Dorothee Oberlinger. Im Zeichen der Verjüngung ist auch die langjährige Juryarbeit des Dirigenten Christian Ludwig anzusehen; zeitweilig wirkte ebenso der Dirigent Andreas Spering mit, der jedoch 2022 pausieren möchte. Und für den wichtigen Gesangsbereich wurde seit einigen Jahren der Leiter der Liedklasse an der Kölner Musikhochschule und Vorsitzender des vom Deutschen Musikrat veranstalteten Wettbewerbs »Jugend musiziert«, Ulrich Rademacher, dazu gewonnen.

Eine Besonderheit dieses Wettbewerbs ist, dass unterschiedliche Instrumente in den Wettstreit treten. Können Sie die Kriterien für die Auswahl der Musikerinnen und Musiker für den Konzertabend skizzieren? Wie vergleichen Sie die verschiedenen Instrumente? Das ist sicher eine Herausforderung! Als langjähriger Juror bei nationalen und internationalen Wettbewerben habe ich viel Erfahrung sammeln können, unter anderem auch bei fächerübergreifenden Veranstaltungen: So beispielsweise beim Bundeswettbewerb »Jugend musiziert«, dessen stellvertretender Vorsitzender ich seit 2010 bin; als »Krönung« dieses alljährlichen Wettstreits gibt es seit 2008 einen Sonderwettbewerb für ausgewählte Preisträger, das sogenannte »Wochenende der Sonderpreise«, bei dem ebenfalls junge Musikerinnen und Musiker aus allen Fachrichtungen gegeneinander auftreten. Die Bewertungskriterien bei einer derartigen Konstellation unterscheiden sich natürlich fundamental von denjenigen eines Wettbewerbs für ein Einzelinstrument: Bei der Beurteilung zählen das künstlerische Ausdrucksvermögen, die persönliche Ausstrahlung und die Bühnepräsenz sowie die Individualität und Originalität der Darbietung mehr als spieltechnische,

handwerkliche Kriterien, die bei auf ein Instrument begrenzten Wettbewerben entscheidend sind. Natürlich ist die solide Instrumenten- oder Stimmbeherrschung Grundvoraussetzung, jedoch steht in unserem Wettbewerb nicht Virtuosität im Mittelpunkt, sondern die Fähigkeit, das Publikum zu fesseln, zu bewegen und zu bereichern. Dabei kommt der Jury des Musikabends zugute, dass in ihr Künstler aus unterschiedlichen Fachdisziplinen zusammensitzen: Am Anfang der jeweiligen Diskussion erörtert und begründet der jeweils »zuständige« Juror seinen Eindruck und seine Bewertung; es folgt ein genereller Meinungsaustausch, der über spezifische Instrumentalaspekte hinaus alle möglichen künstlerischen Dimensionen des Gehörten erfasst, um abschließend zu einem Gesamurteil zu gelangen. Die bisherigen Erfahrungen bei einer solchen Vorgehensweise haben bewiesen, dass auf diese Art in der Regel vernünftige Entscheidungen getroffen werden können, bei denen das künftige Potential einer herausragenden jungen Begabung insgesamt gut erkannt und verdientermaßen prämiert wird.

Das Gespräch führten Marie-Katrin Schnermann und Susanne Meinel Organisatorisch unterstützt erstmals Susanne Meinel die GenRe bei der Durchführung des Wettbewerbs, die Sie aus unserem Festival-Team kennen.

Der GenRe Musikwettbewerb wird am 31. März 2022 in den Räumen der GenRe – sofern es die dann gültigen Corona-Regeln erlauben – als öffentliches Konzert stattfinden. Am 15. November endete die Ausschreibungsfrist. Aktuell sichtet die Jury die Bewerbungen, um wieder drei junge vielversprechende Musikerinnen und Musiker fächerübergreifend zu einem Konzertabend einzuladen.



Husch Josten, © Charlotte Josten

Eine redliche Lüge

Buchvorstellung und Interview mit der Autorin Husch Josten

Die Kölner Autorin Husch Josten ist vielen Freundinnen und Freunden des KunstSalon keine Unbekannte. Sie hat unser Festival »Literatur in den Häusern der Stadt« mit Auftritten bereichert und wird dies hoffentlich auch noch öfter tun. Im September 2021 erschien ihr aktueller Roman »Eine redliche Lüge« im Piper Verlag.

Elise, eine junge Studentin, verbringt den Sommer 2019 als Haushaltshilfe des geselligen Paars Margaux und Philippe in der Normandie. Sie wird Zeugin zahlreicher stimmungsvoller Abendgesellschaften und lauscht den angeregten Gesprächen der illustren Gäste. Dabei erlebt sie ein Panoptikum der menschlichen Täuschungen, und realisiert nach und nach, dass das Streben nach Glück und die Bereitschaft zum Betrug zwei Seiten derselben Medaille sind. Ein unerwartetes und dramatisches Ereignis markiert den Abschied eines Sommers, der Elise noch lange begleiten wird.

Elisabeth Noss, Leiterin des Festivals »Literatur in den Häusern der Stadt«, sprach mit Husch Josten über »Eine redliche Lüge« – und empfiehlt den Roman wärmstens all denjenigen, die Freude an Büchern haben, in denen tiefgreifende Lebensfragen auf unterhaltsamste Weise besprochen werden.

Liebe Frau Josten, Schauplatz von »Eine redliche Lüge« ist die Domaine de Tourgéville – ein außergewöhnliches Haus in der Normandie. Sie bedanken sich am Ende des Romans beim Besitzer der Domaine für die Zeit, die Sie dort verbringen konnten. Wie kamen Sie auf diesen Ort? Und was haben Sie dort erlebt? Haben Sie ein besonderes Verhältnis zur Normandie und zu Frankreich? Es gibt Erfahrungen und Bilder, an denen sich Geschichten festmachen. Bilder, mit denen Ideen verbunden sind. Ich war früher oft in der Normandie und erinnerte mich an viele spannende und interessante Abende dort mit französischen Freunden.

»Eine redliche Lüge« konnte für mich nur in der Normandie spielen. In meiner Phantasie war der Schauplatz ein rundes Haus mit einem Turm im Zentrum. Ein Ort, der offen und durchlässig ist, zugleich aber, durch den zentralen Turm, den Blick auf das direkt gegenüberliegende verstellt. Über meinen französischen Verlag Grasset wurde ich auf das spektakuläre Haus des Regisseurs Claude Lelouch in Tourgéville aufmerksam und hätte nicht überraschter sein können: Es ist exakt das Gebäude, das ich mir vorgestellt hatte.... Eine Burg, einladend und verschlossen zugleich. Ich habe also angefragt, ob ich es mir einmal von außen ansehen dürfte. Eine Woche später kam die Einladung, dort eine Zeitlang zu wohnen und zu schreiben. Das war natürlich wunderbar. An diesem Ort zu sein, war eine intensive Erfahrung. Daher danke ich am Ende des Romans Claude Lelouch, dass er mir sein sehr besonderes Zuhause so großzügig geöffnet hat.

Elise, die Protagonistin und Erzählerin, bewirkt Tischgesellschaften. Die unterschiedlichsten Menschen treffen im Haus der Leclercs in gepflegter Runde aufeinander. Elise wird Ohrenzeugin einer Vielzahl unterschiedlicher Gesprächsthemen. Es geht u.a. um Untreue, Traumdeutung, die nationalsozialistische Vergangenheit – aber auch Banales. Der Leser wird Zeuge der Kommunikation und lernt auf diese Weise alle Protagonisten besser kennen. Mich interessiert: Welche Bedeutung hat das (Tisch-)Gespräch in Ihrem Roman? Welche Bedeutung hat es für Sie persönlich? Und in welchem Zusammenhang sehen Sie das Gespräch und die Literatur? Abendessen, Feste, Tischgesellschaften sind Kammerspiele. Eine Bühne, auf der Gastgeber und Gäste ihre Rollen einnehmen und bis zum Dessert spielen. Es geht ja gar nicht anders, als dass wir uns alle in Rollen begeben. Rollen, die verfügbar sind, die wir

uns aussuchen, und Rollen, die uns zugeschrieben werden, die also nicht verfügbar sind. Das Maskierte, theaterhafte nimmt zu, je größer die gesellschaftlichen Konventionen scheinen; die Form wird wichtiger – zumindest glauben das viele. Die Dynamik dieser Rollenspiele jedenfalls ist unkontrollierbar, oft sind es auch die Themen, mit denen wir uns konfrontiert sehen oder andere konfrontieren. Wie absurd das bisweilen werden kann, wie oft wir einander etwas vormachen, Wichtiges zu kurz kommt oder wir aneinander vorbeizureden imstande sind, das wollte ich aus der Perspektive einer unbeteiligten Beobachterin, der jungen Elise, festhalten. Es geht um Narrative und die gegenseitige Versicherung der Stimmigkeit dieser Narrative. Die Wahrheit liegt oft dahinter, stellt Elise bald fest, und das ist nicht nur fürs Private relevant, sondern auch fürs Politische: Wovor schließen wir die Augen? Was wollen wir sehen? Was denken wir uns weg – oder dazu? Was biegen wir uns zurecht? Es geht um Betrug und Wahrheit, um Geheimnisse, denn was wir als Geheimnis wahrnehmen, ist der Ort, an dem wir die Wahrheit suchen. Das ist für mich die Verbindung zwischen Gespräch und Literatur.

Zu Beginn des Romans erfährt der Leser, dass wir uns im Jahr 2051 befinden und auf das Jahr 2019 zurückzuschauen. Die Handlung endet unmittelbar vor dem Corona-Ausbruch. Durch den Rückblick verstehen wir: Die Pandemie ist eine Zäsur weit größeren gesellschaftlichen Ausmaßes gewesen, als wir es ahnen können. Isolation und Vereinzelung, Kontaktabbrüche: Das Gegen teil von Geselligkeit und Gespräch. Diese sind ein wichtiges Thema in Ihrem Roman. Wie wichtig war es Ihnen, die Corona-Zeit in die Handlung einfließen zu lassen? Es liegt mir daran, unsere Zeit festzuhalten, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, zu dem uns die jeweiligen Gedanken, Sorgen, Ängste,

Geschehnisse widerfahren und umgeben. Manche Aspekte meiner Romane sind daher aktuell, das eigentliche Thema hingegen ist zeitlos und immer eines, zu dem es nicht die eine richtige Antwort, sondern allenfalls Annäherungen gibt. Wenn ich wie beispielsweise in »Hier sind Drachen« über Terroranschläge schreibe, dann ist der Anlass im Herbst 2015 zwar aktuell, die Frage dahinter aber: Wie umgehen mit Angst, Unsicherheit, mit dem Zufall? Wenn ich am Rande der Liebesgeschichte »Der tadellose Herr Taft« auch über Auslandseinsätze der Bundeswehr schreibe, dann geht es nicht um Afghanistan, sondern um die grundsätzliche Frage: Wofür würdest du kämpfen? Ich konnte nicht über den Sommer 2019 schreiben, über seine Aufgeregtheit, die brennenden Fragen allüberall, den Wunsch nach Veränderung und Antworten, nach Sinn, ohne Corona zu streifen, wohlgemerkt: nur zu streifen, in der Feststellung, dass die Welt kurz darauf geradezu stillstand. »Eine redliche Lüge« handelt von Gesellschaft, Identitäten, innerer Einsamkeit, Lebenslügen, nicht von Corona. Aber natürlich hat Corona die Menschen im Sommer 2019 bewegt, dieses Gefühl der Unsicherheit wollte ich festhalten aus der Situation heraus und nicht vom auch heute noch längst nicht abzusehenden Ergebnis aus.

Wie hat der Corona-Lockdown, die Kontaktreduktion etc. Ihre Arbeit am Roman beeinflusst? Welche Erfahrungen haben Sie in den letzten anderthalb Jahren im Hinblick auf Ihr Schreiben und Ihre Kreativität gemacht? Anfangs ging gar nichts. Ich war sehr beschäftigt mit Nachrichten, News-Tickern, Zahlen... Auch damit, meine schwer kranken Eltern gemeinsam mit meinen Geschwistern trotz Kontaktsperrre bestmöglich zu versorgen und die Kinder durch Homeschooling und Fernuni zu begleiten. Irgendwann habe ich mir eine Nachrichtenhygiene verordnet und nicht mehr jede Stunde die

neuesten Meldungen abgerufen. Irgendwann habe ich auch die ersten Online-Lesungen absolviert und fand das sogar ganz spannend. Dann, so nach und nach, habe ich wieder zu schreiben begonnen, mich besser konzentrieren können. Es war ein Lernprozess, Wesentliches und Unwesentliches noch einmal schärfer voneinander zu trennen.

Der Titel des Romans deutet schon an, dass es in Ihrem Roman um große Themen geht: Wahrheit und Lüge, Identität, moralische Grundsätze. Im Verlauf der Handlung merkt der Leser, dass auch bei den überaus sympathischen Gastgebern der Protagonistin etwas nicht wahr sein kann. Eine Lüge, deren Auswirkungen das Leben aller betrifft, kommt ans Licht. Diese Lüge ist redlich, wenn man ihre Motive kennt. So kann man es zumindest sehen. Aber was meinen Sie: Gibt es das wirklich, eine redliche Lüge? White lies, black truths... Das ist so eine Frage, wie ich sie oben beschrieben habe. Da gibt es nicht die eine Antwort. Es gibt konventionelle, geradezu selbstverständliche Lügen wie »Danke, es geht mir gut«, während es einem hundsmiserabel geht, man das aber die Kollegin nicht wissen lassen will. Es gibt gnädige, barmher-

zige, mitfühlende Lügen. Ob sie vom Belogenen und Betrogenen auch so bewertet werden, ist allerdings eine ganz andere Geschichte. Vielleicht findet der sie feige, verwerlich, unverzeihlich? Persönlich bin ich der Meinung: Ja, es gibt redliche Lügen. Aber manche Leserinnen und Leser mögen das ganz anders sehen, deswegen reizen mich diese unklaren, uneindeutigen Themen in all meinen Geschichten.

Und welche Rolle spielt für Sie die Literatur bei der Suche nach Wahrheit? Na ja, ich betrüge beim Schreiben jedenfalls permanent, um der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen. Literatur ist für mich Wahrheitssuche.

Liebe Frau Josten, Danke für das anregende Interview!

Das Gespräch führte Elisabeth Noss
Festival »Literatur in den Häusern der Stadt«

Zum Schluss noch ein Hinweis: Husch Josten wird Anfang nächsten Jahres mit ihrer »Redlichen Lüge« zu Gast im Lesekreis des KunstSalon sein. Eine wunderbare Chance, noch mehr über diesen lesenswerten Roman zu erfahren.



Husch Josten
»Eine redliche Lüge«
Piper Verlag



Innehalten... und weitermachen!

**Die Filmbranche musste schon
viele Um- und Einbrüche meistern.
Bislang fand sie immer gute
Antworten auf die Krisen.**

Was haben wir da erlebt in den letzten zwei Jahren? Und erleben es immer noch? Sicherlich ist die Pandemie für die gesamte Gesellschaft eine große Zäsur, wie wir sie in den letzten Jahrzehnten nur selten erlebt haben. Die einen sehen sie als großes Unglück, als Gefahr und Einschränkung. Neben den vielen negativen Folgen – nicht zuletzt den vielen Toten – haben Menschen dieser Krise aber auch positive Aspekte abgewinnen können. Die Entschleunigung, die Rückbesinnung auf verschüttete Werte wurden immer wieder als neue Erfahrungen während der Pandemie genannt. Und tatsächlich wohnt jeder Krise in der Regel auch eine Chance inne. Gilt das auch für die Kultur im Allgemeinen und die Filmkultur im Speziellen?

Die über hundertjährige Filmgeschichte ist voll von Umwälzungen, Umbrüchen, Einbrüchen. Schon die Erfindung des Tonfilms ließ manche Cineasten der ersten Stunde wenn nicht den Untergang des Abendlandes,

so doch zumindest der Filmkultur befürchten. Vor schrecklich scheppernden Tönen und einer Ablenkung von den Bildern ist da die Rede. Doch es dauerte nach dem ersten großen Tonfilm »The Jazz Singer« von 1927 keine zehn Jahre, bis sich die neue Technik flächendeckend durchgesetzt hatte. So schnell, dass einige der Stummfilmstars wie Buster Keaton mit der Entwicklung nicht mitkamen, und auch ein Charlie Chaplin hielt lange am Film ohne Dialog fest, drehte mit »Moderne Zeiten« 1936 gar noch eine Satire auf den Tonfilm, bevor er es wagte, 1940 mit »Der große Diktator« den Ton konsequent, wenn auch künstlerisch sehr eigen anzuwenden. Auch die Einführung des Farbfilms ließ so manchen Filmfan argwöhnen. Interessant ist die Tatsache, dass die Durchsetzung der Farbe als Standard im Vergleich zum Ton ungewöhnlich lange dauerte. Der erste Farbfilm, der mit auch für heutige Verhältnisse vorzeigbaren Farben im Technicolor-Verfahren gedreht wurde, ist »Becky Sharp« von

Kinoglanz im Köln der 50er-Jahre: Im Capitol am Ring läuft »Sissy«, Foto: Peter Fischer / Historisches Archiv der Stadt Köln



1935. Aber noch 25 Jahre später war es nicht ungewöhnlich, dass ein Film in Schwarzweiß gedreht wurde. Das gilt nicht nur für „kleinere“ künstlerische Filme aus dem Umfeld der Nouvelle Vague, sondern auch für Kassenschlager aus Hollywood wie Alfred Hitchcocks »Psycho« oder Billy Wilders »Das Appartement«. Noch heute werden Schwarzweißfilme gedreht wie 2012 »Oh Boy« des kürzlichen filmsociety-Preview-Gasts Jan-Ole Gerster (»Lara«, 2019) oder Ende 2020 »Mank« über Herman J. Mankiewicz und seine Arbeit am Drehbuch von Orson Welles‘ »Citizen Cane«, während Stummfilme wie »The Artist« (der folgerichtig nicht nur stumm, sondern auch schwarzweiß war) von 2012 die absolute Ausnahme sind und die ästhetische Wahl in der Regel inhaltlich begründet ist. Der 3D-Film hat sein Glück bereits in den 50er-Jahren erfolglos gesucht

und hatte mit der Digitalisierung ab der Jahrtausendwende eine zweite Chance. Doch auch die erste Euphorie dieses zweiten Versuchs, die neue Technik durchzusetzen, hat sich längst wieder gelegt. Die Digitalisierung im Allgemeinen, die Mitte der 1990er-Jahre sowohl mit ersten komplett computeranimierten Filmen wie auch gänzlich digital gedrehten Spielfilmen startete und inzwischen bis hin zum Abspiel im Kino als vollzogen gilt, hat einige Umwälzungen gebracht. Im Guten wie im Schlechten ästhetische Neuerungen, aber auch ökonomische und logistische. Letztere erleichtern auch der filmsociety die Programmierung ihrer Previews. Eine Sondervorführung ohne 35mm-Filmrollen ist schlicht leichter zu planen, als das noch vor 20 Jahren der Fall war.



Anke Engelke war im Januar 2021 der erste Guest unserer Zoom-Veranstaltungen,
Foto: Jeanne Degraa



Mit Dieter Kosslick haben wir im April 2021 das Social Media-Studio der Stadtbibliothek eingeweiht. Das Gespräch findet man auf dem YouTube-Kanal des KunstSalon.



Tatort-Regisseur Sebastian Ko (l., mit Kameramann Andreas Köhler) sprach im filmsociety-Zoom über seinen neuen Film »Geborgtes Weiss«. © Ester.Reglin.Film/ Martin Rottenkolber

Krise als Chance

Dies alles sind technische Neuerungen, die vielleicht für manchen zunächst eine Gefahr darstellten (Chaplin hatte z.B. Sorge, die Kraft der Pantomime werde durch den Tonfilm gefährdet), im Rückblick aber eine bereichernde Entwicklung waren, denn jede technische Neuerung bedeutet auch neue ästhetische Möglichkeiten. Und wer will, kann ja auch heute noch einen schwarzweißen Stummfilm in 2D drehen.

Andere technische Entwicklungen – als Konkurrenz von der Seite kommend – waren da schon konkretere Gefahren für das Kino. Als erster Nebenbuhler des Kinos tritt das Fernsehen auf. Das wurde zwar schon Anfang

der 1930er-Jahre erfunden, fand aber erst in den 1950er-Jahren große Verbreitung mit ebensolchen Konsequenzen für das Kino. Die goldenen Zeiten der großen Kinopaläste der Nachkriegszeit waren bald Geschichte. Kinos wurden aus Mangel an Publikum geschlossen, Säle häufig so weit geteilt, bis nur noch wohnzimmergroße Abspielräume – die sogenannten Schachtelkinos der 70er- und 80er-Jahre – übrig blieben. Und in den 80er-Jahren versetzte die Videokassette als erste Variante des euphemistischen Begriffs Heimkino dem großen Kino einen weiteren Stoß.

Doch das Kino hat sich stets gegen die neuen konkurrierenden Techniken wehren können – mit Hilfe von Technik. In den 50ern



Regisseur Uberto Pasolini kam im Oktober für die »Nowhere Special«-Preview extra aus seiner Wahlheimat England angereist.

mit den überwältigenden Breitwandformaten, die ein Fernseher so gar nicht ins heimische Wohnzimmer transportieren konnte. Und die Multiplexe der frühen 90er-Jahre konnten dem Abwärtstrend der vorherigen Jahrzehnte mit Komfort und bestem Ton und Klang etwas entgegensemzen und zudem mit einem neuen Erlebnisparcours rund ums Kino, der einer Shoppingmall glich.

Lebendigkeit statt Bequemlichkeit

Die aktuellste Gefahr für die Kinokultur ist das Streaming. Schon seit einigen Jahren macht die Bequemlichkeit, die Portale wie Netflix (gegründet 1997 noch als Firma, die DVDs über den Postweg verleiht) oder Amazon bieten, dem Kinobesuch Konkurrenz. Die Möglichkeit, gemütlich vom heimischen Sofa aus Filme über Streamingplattformen zu gucken, bekam im Frühling 2020 allerdings

eine ungeahnt bedeutendere Dimension, als die Pandemie und der Lockdown die Menschen dazu nötigte, komplett zu Hause zu bleiben. Man hatte also gar keine Möglichkeit mehr auszugehen – weder ins Kino noch sonst wohin. Und weil wegen des allgemeinen Wegfalls an Freizeitmöglichkeiten die Menschen auch noch mehr Zeit hatten, wurde fleißig gestreamt. Doch auch hier galt es, die Technik für sich zu nutzen. Zwar konnte man nicht in die Kinos, aber man konnte über die Kinos reden, und zwar ebenfalls im Stream. Und so hat auch die filmsociety gegen die Kinoschließungen angestreamt – per Zoom-Veranstaltung. Bereits im Januar konnten wir die kühle Technik nutzen für ein knisterndes Lagerfeuer: Zum digitalen Brunch erzählte Anke Engelke im gemütlichen Sonntagmorgen-Outfit auf ihrem heimischen Sofa von ihren neuesten Kinoaktivitäten



Leibhaftig: Johannes Naber war mit »Curveball« im September unser erster Guest im wiedereröffneten Odeon Kino.

(ja, und auch von ihrer Netflix-Serie »Das letzte Wort«), derer es trotz Pandemie reichlich gab. So etwas wäre sicher auch ein schöner jour fixe in unserem KunstSalon in der Brühler Straße geworden. Aber inmitten des Lockdowns, als einzige Möglichkeit, sich gemeinsam auszutauschen, hatte das gut anderthalbstündige Gespräch eine Besonderheit und auch eine persönliche Note, die in dieser Form wohl tatsächlich einzigartig war. Und auch im April konnten wir einen solch einzigartigen Moment digital herstellen, als wir das neu eingerichtete Social Media-Studio der Stadtbibliothek mit unserem Guest Dieter Kosslick – dem langjährigen Direktor der Berlinale – nutzen konnten, um ein langes Gespräch über das Kino und vor allem die Zukunft des Kinos als Livestream zu führen, der sich zumindest vom Studio aus fast wie Fernsehen anfühlte und weiterhin auf dem YouTube-Kanal des KunstSalon gesichtet werden kann. Ob diese Zukunft nun schillernd und bunt im Sinne von Diversity oder vor allem grün im Sinne der Klimaneutralität ist – das werden wir sehen. Auf digitalem Wege haben wir im ersten Halbjahr 2021 außerdem mit dem Tatort-Regisseur Sebastian Ko und seinen Produzenten über seinen neuen Kinospieldfilm »Geborgtes Weiß« gesprochen, der im Herbst auf dem Film Festival Cologne seine Premiere feierte. Außerdem blickten wir gemeinsam auf die Geschichte des Kinos beziehungsweise die Kölner Kinogeschichte zurück, als wir für ein Zoomgespräch Marion Kranen und Irene Schoor von Köln im Film e.V. eingeladen haben.



Kleine Kunstreise Dank des Regie-Duos Enrique Sánchez Lansch und Corinna Belz, rechts daneben Petra Müller von der Film- und Medienstiftung NRW

Und nun: weitermachen!

Ohne den Lockdown hätten wir bei der filmsociety wohl auch nie selber zur Kamera gegriffen und einige Filme zur Lage der Kinobranche realisiert. Und auch wenn die noch stark vom Do it Yourself-Charakter des gerade neu und autodidaktisch Gelernten geprägt waren, so haben sie in der Zeit des Lockdowns doch eine Verbindung zum Kino herstellen können. Den Filmchen aus 2020 sind in 2021 noch weitere gefolgt, denn das Ende des Lockdowns war und ist noch nicht das Ende der Krise. Das Publikum hat sich vielleicht ein wenig (zu sehr) an das Streaming gewöhnt, ist vielleicht auch noch ein bisschen in Sorge, sich jetzt schon in geschlossenen Räumen zu treffen (mit ein Grund, warum der KunstSalon entschieden hat, seine *jours fixes* nun hybrid im Saal und parallel auch als Zoom anzubieten). Die filmsociety hat nach der Sommerpause begeistert die Möglichkeiten der eröffneten Kinos genutzt und wieder Previews mit Gästen realisiert. Im September haben wir den Regisseur Johannes Naber mit seinem satirischen Politthriller »Curveball –

Wir machen die Wahrheit« über die Hintergründe des zweiten Irakkriegs für ein Filmgespräch auf die Bühne geholt. Im Oktober kam der in England lebende italienische Regisseur Uberto Pasolini ins frisch sanierte, neu eröffnete Filmhaus für ein sehr persönliches Gespräch zu seinem berührenden Film »Nowhere Special«. Und im November hatten wir bei gut gefülltem Saal für die Preview zu »In den Uffizien« über das traditionsreiche Museum in Florenz die Regisseur*innen Corinna Belz und Enrique Sánchez Lansch zu Gast — der Direktor der Uffizien, Eike Schmidt, musste wegen der Pandemie leider sprichwörtlich in letzter Sekunde absagen. Aber auch solcher Rückschläge zum Trotz wollen wir in 2022 mit viel Energie und Kreativität weitermachen und die Erfahrungen aus Pandemie und Lockdown zu etwas Positivem wenden mit der Erkenntnis, dass man digitale Technik für alles mögliche nutzen kann, echte Gemeinschaft und Geselligkeit sowie ein direkter Austausch aber nicht durch das Teilen eines Bildschirms zu ersetzen sind.

Christian Meyer-Pröpstl
Programmleiter der filmsociety



Die glücklichen Gewinner*innen 2021: Analogtheater holten mit »Geister ungesehen. Ein deutsches Trauma« den zweiten Platz. Drittplatzierte und Gewinner*innen des Publikumspreises für »Umzug in eine vergleichbare Lage« sind Artmann&Duvoisin, Foto: Adam Kroll



Wehr51 kamen mit ihrem Tanzstück FRACTURA auf den ersten Platz, Foto: Adam Kroll

Das war der KunstSalon-Theaterpreis 2021

Den KunstSalon-Theaterpreis gibt es seit mittlerweile fünf Jahren in Folge: Lückenlos fortgeführt werden konnte er allen Umständen der letzten Zeit zum Trotz dank kontinuierlicher privater – großzügiger – Förderungen.



Dem Theaterpreis von Anfang an verbunden, moderierte Constantin Hochkeppel zusammen mit Katharina Waltrich die diesjährige Preisverleihung, Foto: Adam Kroll

Seit 2020 wurde das ursprünglich auf zwei Tage ausgelegte Festival, das von 2017 bis 2019 in sommerlicher Atmosphäre im Orangerie-Theater stattfand, stets neu gedacht. Mit unserer neuen Kooperationspartnerin, der tanzfaktur, sind uns zwei verschiedene Ausgaben des Förderpreises gelungen, wenn auch ohne das beliebte Festival.

Der größte Verzicht bestand sicherlich in den fehlenden Aufführungen der nominierten Stücke, die natürlich auf einem Theaterfestival das Herz der Veranstaltung sind. Damit verbunden auch die Spannung nach der letzten Aufführung, denn die Jury tagte stets im Anschluss daran und verkündete dann den oder die Preisträger*innen!

In den Coronajahren mussten zu Bewerbungs- und Bewertungszwecken Videos der Stücke herhalten – ein schönes Programm, auch ohne Theater am Abend der Preisverleihungen, ist uns dennoch gelungen. Und das Beste: Die Preisträger*innen haben sich seit 2020 je Festival vermehrt! Anstelle nur einer gekürten Gruppe wurde in 2020 das Preisgeld gesplittet und alle Nominierten auch ausgezeichnet! In diesem Jahr erhielten die Erstplatzierten 5000 Euro, die Zweitplatzierten 3000 Euro und der dritte Platz war mit 2000 Euro dotiert. Obendrauf gab es noch einen Publikumspreis, für den digital abgestimmt werden konnte, in Höhe von 1000 Euro. Die Bilder der glücklichen Gewinner*innen sprechen für sich!

Ankündigungen / Spieltermine

Unsere Gewinner*innen sind nächstes Jahr mit folgenden Aufführungen zu sehen:

Wehr51
VIRTUAL BRAIN. Die Überwindung des Todes, ein installativer Abgesang
17.–20. Februar 2022
Orangerie Theater Köln
wehr51.com

Analogtheater
Camping Paraíso – Über das Sterben**
23.–27. März 2022
Orangerie Theater Köln
analogtheater.de

Artmann&Duvoisin

Artmann&Duvoisin haben ein neues Projekt vor sich: In ihrer Recherche und einer Produktion, die fürs zweite Halbjahr 2022 geplant ist, setzen sie sich mit der Verkörperung kapitalistischer Glaubenssätze und Prinzipien in zeitgenössischen Tanztechniken auseinander und erproben eine künstlerische Praxis ohne den Glauben an Wachstum. Sie betrachten in Text, Stimme und Bewegung ihre eigene Verbundenheit mit neoliberalen Konzepten von Selbst und Arbeit und entwerfen Abgesänge, in denen Narrative von Erneuerung, Immersion, Singularität und Überwindung der eigenen Grenzen feierlich verabschiedet werden. Die Recherche soll, neben einem Bühnenformat, in Workshops und sogenannten Bewegungsinterviews zugänglich werden.

artmannundduvoisin.de

Wir danken den Förderinnen und Förderern des KunstSalon-Theaterpreises!

Katharina Waltrich
 KunstSalon-Theaterpreis

Dialog im KunstSalon

Regelmäßig luden wir in der Corona-Zeit die Mitglieder zu kleinen digitalen Zusammenkünften ein. Mit Gesprächspartner*innen aus den verschiedenen Sparten führten wir anregende Gespräche über Kunst in der Stadt, wie eigentlich Kreativität funktioniert oder ließen uns die beeindruckende 150-jährige Geschichte der Kinowelt Kölns erläutern.

Es waren anregende Impulse, lebendige Gespräche und wir genossen den Austausch in einer Zeit, in der reale Begegnungen nicht möglich waren. Diese Gesprächsreihe werden wir digital und vor Ort weiterführen.

Themen waren:

Über Kreativität – mit der Schriftstellerin Melanie Raabe und der Atelierstipendiatin des KunstSalon Aylin Leclaire

Tatort-Regisseur mit neuem Kinofilm: Sebastian Ko

Quo vadis, zeitgenössischer Tanz – mit dem Dramaturgen Philipp Schaus und der Choreografin Bahar Gökten

Ballettdirektor und Chefchoreograph am Ballett am Rhein Demis Volpis stellt sich vor – im Gespräch mit Hanna Koller

Kunst in unserer Stadt – mit Stefanie Klingemann und Dr. Johannes Stahl

Pläne und Perspektiven – wohin führt die Kölner Kulturpolitik (gemeinsam mit dem Kölner Kulturrat und dem Kölner Stadt-Anzeiger)

»125 Jahre Kino in Köln« – Vorstellung der Initiative Köln im Film e.V.

Eine Stimme aus dem Freundeskreis in der Corona-Zeit:

»Aber wenigstens hat mich euer digitales Programm über Lockdown, Notbremse, eigentlich alles gerettet. Echte Fundstücke für mein kulturinteressiertes Herz und Hirn: dass die Kölner Kinogeschichte ausgerechnet in Mülheim begann, wusste ich noch nicht. Das traurige Schicksal der Piene-Uhr auf der Hohe Straße, der lange Tisch, von dem Köln noch ganz viele gebrauchen könnte. Das waren interessante und kurzweilige Einblicke, die ihr uns verschafft habt.

Mal abgesehen davon, dass die Kulturschaffenden, die ihr eingeladen habt, uns sehr viel mehr an ihren Überlegungen und Gefühlen in dieser so schwierigen Zeit teilhaben ließen, als wir es aus den Medien gewohnt sind. Das war wirklich erstaunlich – und ein bisschen so, als säßen Melanie Raabe und Götz Alsmann in meinem Wohnzimmer. Und immer wieder Tipps zu Podcasts, Filmen, Literatur und digitalen Archiven – ein digitales Kulturprogramm mit echtem Mehrwert.«

Lesekreis

»Ich habe einmal einen Kurs in Schnell-Lesen gemacht und »Krieg und Frieden« in zwanzig Minuten gelesen. Es spielt in Russland.« Diesen Schnellkurs haben die Mitglieder des KunstSalon-Lesekreises nicht belegt, dafür sind die Gespräche tiefer und differenzierter als das Ergebnis von Woody Allens Tolstoi-Lektüre.

Seit einigen Jahren treffen sich literaturbegeisterte Mitglieder des KunstSalon, um sich regelmäßig in kleinerer Runde über ausgewählte Romane auszutauschen und zu diskutieren. Das Prinzip ist einfach: Mitmachen kann jede und jeder, wir tauschen unsere Leseeindrücke aus, diskutieren die manchmal sehr unterschiedlichen Lesarten und vertiefen somit die persönliche Lektüre. Die Auswahl der Bücher treffen wir am Ende jeder Zusammenkunft gemeinsam, unterschiedliche Interessen und Vorlieben werden somit berücksichtigt. Interessierte sind uns herzlich willkommen!

Besprochen wurden in der Corona-Zeit:

Patrick Modiano »Unsichtbare Tinte«

Martin Mosebach »Krass«

Kristof Magnusson »Ein Mann der Kunst«

Judith Hermann »Daheim«

Juli Zeh »Über Menschen«

Mathias Enard »Das Jahresbankett der Totengräber«

Botho Strauß »Herkunft«

Jackie Thomaee »Brüder«

Bernhard Schlink »Die Enkelin«

Kontakt:

Ulla Egbringhoff
egbringhoff@kunstsalon.de

Götz Alsmann —— **Musiker | Analogtheater** ——
KunstSalon-Theaterpreis 2021 | Artmann&Duvoisin ——
—— **KunstSalon-Theaterpreis 2021 | Corinna Belz** ——
Regisseurin | Eva Birkenstock —— **Direktorin Ludwig**
Forum, Aachen | Margarita Broich —— **Schauspielerin |**
Dr. Wilfried Dörstel — **Kunsthistoriker | Yilmaz Dziewior** ——
Direktor Museum Ludwig | Anke Engelke — **Schauspielerin,**
Moderatorin | Stefanie Klingemann — **Bildende Künstlerin**
| Sebastian Ko — **Regisseur | Dieter Kosslick** — **ehemaliger**
Leiter Berlinale | Helmut Krassnitzer —— **Schauspieler |**
Sarah Kürten — **Villa Aurora-Stipendiatin 2018 | Louwrens**
Langevoort —— **Intendant Kölner Philharmonie | Aylin**
LeClaire —— **Atelierstipendiatin des KunstSalon | Kristof**
Magnusson — **Schriftsteller | Frido Mann** —— **Schriftsteller,**
Musiker, Theologe und Psychologe | Uberto Pasolini ——
—— **Regisseur | Melanie Raabe** —— **Schriftstellerin | Enrique**
Sánchez Lansch — **Regisseur | Franz van der Grinten** ——
—— **Galerist | Demis Volpi** —— **Choreograf und Tänzer**
| Georgy Voylochnikow —— **Pianist | Wehr51** ——
—— **KunstSalon-Theaterpreis 2021**

Auf der Basis bürgerschaftlichen Engagements engagieren wir uns für Künstler*innen in allen Sparten! Mit Preisen, Stipendien, Auftritten.

Helfen Sie uns, weiter zu machen und verschenken Sie eine Mitgliedschaft zum halben Preis (gilt bis zum 30. März 2022).



Jetzt anmelden!

KUNSTSALON